This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HW LCCA I

47551.5 (23-24)

The gift of

RADCLIFFE COLLEGE LIBRARY

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Gotth. Ephr. Lessings

sämmtliche Werke.

204.1.12 v.23

Literatur und Theologie.

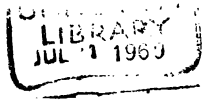
Achter Theil.

Philosophische Aufsätze und gesammelte Vorreden.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1824.

475571.5 (23-24)



Inhalt.

Seite

I. Pope, ein Metaphiſiker . . . 1

II. Vorrede und Zuſätze zu Carl Wilhelm Jeruſalem's philoſophiſchen Aufſätzen 63

III. Ernſt und Falk. Geſpräche für Freimaurer 77

IV. Beiträge zur Kenntniß der deutſchen Sprache.

1) Wörterbuch über Friedrichs von Logau Sinngedichte 1759 . . 157

2) Anmerkungen zu Andreas Scultetus Gedichten 1769 . . 263

Seite

V. Gesammelte Vorreden.

1) Zu Johann Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften 1752 . 301

2) Zu Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen 1753 308

3) Zu dem ersten und zweiten Theile der Lessingschen vermischten Schriften 1753 319

4) Zu dem dritten und vierten Theile — 1754 328

5) Zu Christlob Mylius vermischten Schriften 1754 . . . 336

6) Zu Richardsons Sittenlehre für die Jugend in äsopischen Fabeln 1757 364

7) Zu Gleims preußischen Kriegsliedern 1758 368

8) Zu Friedrichs von Logau Sinngedichten 1759 374

Philosophische

Aufsätze.

I.

Pope ein Metaphysiker.

1755.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens läugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, veranlaßt worden; und daher hat man auch diese Veranlassung selbst nirgends zu verstecken gesucht. Allein wenn der Leser deswegen an eine Schöne denken wollte, die sich aus Verdruß dem Publiko Preis giebt, weil sie den Bräutigam, um welchen sie mit ihren Gespielinnen getanzt, nicht

erhalten; so würde er ganz gewiß an eine falsche Vergleichung denken. Die akademischen Ritter werden es am besten wissen, daß ihnen diese Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden sich Umstände, welche die Einschickung derselben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwider sind. Nur einen von diesen Umständen zu nennen ** Sie hat zwei Verfasser, und hätte daher unter keinem andern Sinnspruche erscheinen können, als unter diesem:

Compulerant greges Corydon et Thyrsis in unum.

Gesetzt nun, sie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entstanden seyn! Und diese wollten gerne keine unter sich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popeschen Systems, welches in dem Satze: alles ist gut, enthalten ist. Und zwar so, daß man

Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes, der Hypothes seines Urhebers gemäß, bestimme.

Zweytens ihn mit dem System des Optimismus, oder der Wahl des Besten, genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popesche System entweder zu behaupten oder zu verwerfen sey.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popeschen Systems, welches in dem Satze: alles ist gut, enthalten ist.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich Anfangs gestehen muß, daß mir die Art, mit welcher diese Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beste zu seyn scheinet. Da Thales, Plato, Chrysippus, Leibnitz und Spinosa, und unzählige andere, einmüthig bekennen: es sey alles gut; so müssen in diesen Worten entweder alle Systemata, oder es muß keines darin enthalten seyn. Sie sind der Schluß, welchen jeder aus seinem besondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie sind das Bekenntniß derer, welche ohne Lehrgebäude philosophirt haben. Wollte man sie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einschlagende Fragen zu entscheiden wären; so

würde mehr Bequemlichkeit als Verstand dabei seyn. Gott hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muß es gut seyn: ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bey einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe seyn können?

Wenn ich also glauben könnte, der Concipient der Akademischen Aufgabe habe schlechterdings in den Worten: Alles ist gut, ein System zu finden verlangt; so würde ich billig fragen, ob er auch das Wort System in der strengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben soll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man sich mehr an seinen Sinn, als an seine Worte halte. Besonders alsdenn, wenn der wahre Sinn, der falschen Worte ungeachtet, durchstrahlet, wie es hier in der nähern Bestimmung des Satzes hinlänglich geschiehet.

Diesem zu Folge stelle ich mir also vor, die Akademie verlange eine Untersuchung desjenigen Systems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: daß alles gut sey, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man sonst sagen will. Nur muß man nicht sagen, daß das System in diesen Worten

liegen solle. Es liegt nicht eigentlicher darin, als die Prämissen in einer Conclusion liegen, deren zu eben derselben eine unendliche Menge seyn können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bei dieser Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache also! Eine Untersuchung des Popeschen Systems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen befragt zu haben: wer ist Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu seyn. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph seyn könne. Ebenderselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand, herum geschwärmt; eben derselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre in den philosophischen Mantel einhüllen, und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte diese Ausflucht zu nichte. — — Wenn? Wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er seine Stärke in der Dichtkunst am meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem

Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein System aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Untersuchung werth erkennet? So sind also bei ihm der Poet und der strenge Philosoph — — strenger aber als der systematische kann keiner seyn — — nicht zwei mit einander abwechselnde Gestalten, sondern er ist beides zugleich; er ist das eine, indem er das andere ist?

Dieses wollte mir schwer ein — — Gleichwohl suchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Untersuchung,

Ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne?

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts System voraus zu schicken. Doch ich bleibe bei der Bescheidenheit, die ich schon oben verrathen habe. Es ist so unziemend, als unnöthig, einer Versammlung von Philosophen, das ist, einer Versammlung systematischer Köpfe, zu sagen, was ein System sey?

Kaum daß es sich schickte, ihr zu sagen, was ein Gedicht sey; wenn dieses Wort nicht auf so

verschiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Untersuchung für die bequemste halte.

Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede. Man weiß, wie vieles die Worte vollkommen und sinnlich in sich fassen, und wie sehr diese Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdient, wenn man von der Natur der Poesie weniger seicht urtheilen will.

Ein System also und eine sinnliche Rede. — Noch fällt der Widerspruch dieser zwei Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den besondern Fall einschließen müssen, auf welchen es eben hier ankömmt; und für das System überhaupt, ein metaphysisches setzen.

Ein System metaphysischer Wahrheiten also, und eine sinnliche Rede; beides in einem — — Ob diese wohl einander auftreiben?

Was muß der Metaphysiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande, als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worin bestehet das Wesen derselben? — — Darin, daß sie nie bei der strengen Wahrheit bleiben; daß sie bald zu viel, und bald zu wenig sagen — — Nur einem Metaphysiker, von der Gattung eines Böhme, kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — — Er geht, in beständigen Schlüssen, immer von dem leichtern zu dem schweren fort; er nimmt sich nichts vorweg; er holet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art auseinander könnte wachsen sehen: so würde ihr Wachsthum eben dieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derselben hinauf gehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine so sklavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu setzen. Allein auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den Lucrez kenne; ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikur enthalte? Sollte man mir andere seines Gleichen anführen; so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seines Gleichen sind Versmacher, aber keine Dichter. Ich läugne nicht, daß man ein System in ein Sylbenmaß, oder auch in Reime bringen könne; sondern ich läugne, daß dieses in ein Sylbenmaß oder in Reime gebrachte

System ein Gedicht seyn werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedichte verstehe; und was alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden seyn, als auf die Popesche.

Der Philosoph, welcher auf den Parnaß hinaufsteiget, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie, so zu reden, ihre Kleidung verwechseln, und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich; weiter aber auch nichts, als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter, und der Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet.

Aber so sind die Engländer. Ihre großen Geister sollen immer die größten, und ihre seltnen Köpfe sollen immer Wunder seyn. Es schien ihnen nicht Ruhms genug, Pope den vortrefflichsten philosophischen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben so großer Philosoph als Poet sey. Das ist: sie wollen das Unmögliche, oder sie wollen Pope als Poet um ein großes erniedrigen. Doch das letztere wollen sie gewiß nicht; sie wollen also das erstere.

Bisher habe ich gezeigt, — — wenigstens zeigen wollen — — daß ein Dichter, als Dichter,

kein System machen können. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will; gesetzt auch, er könnte; gesetzt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und sein Genie gäbe ihm Mittel an Hand, sie glücklich zu übersteigen.

Ich will mich gleich an Pope selbst halten. Sein Gedicht sollte kein unfruchtbarer Zusammenhang von Wahrheiten seyn. Er nennt es selbst ein moralisches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Ansehung der Menschen rechtfertigen wolle. Er suchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefsinnige Ueberzeugung — — Was mußte er wohl in dieser Absicht thun? Er mußte, ohne Zweifel, alle dahin einschlagende Wahrheiten in ihrem schönsten und stärksten Lichte seinen Lesern darstellen.

Nun überlege man, daß in einem System nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit seyn können. Einige Wahrheiten desselben ergeben sich sogleich aus dem Grundsatze; andere sind mit gehäuften Schlüssen daraus herzuleiten. Doch diese letzten können in einem andern System die deutlichsten seyn, in welchem jene erstern vielleicht die dunkelsten sind.

Der Philosoph macht sich aus dieser kleinen Unbequemlichkeit der Systeme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüsse gelangen kann; wenn diese zwanzig Schlüsse nur untrüglich sind. Genug, daß er alles in einen Zusammenhang

gebracht hat; genug, daß er diesen Zusammenhang mit einem Blicke, als ein Ganzes zu übersehen vermag, ohne sich bei den feinen Verbindungen desselben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles, was er sagt, soll gleich starken Eindruck machen; alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Und dieses zu können, hat er kein ander Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System, und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll. Die Wollust würde in den Versen eines Seneka, wenn er überall genau bei seinen Grundsätzen bleiben wollte, einen sehr traurigen Aufzug machen; eben so gewiß, als die Tugend, in den Liedern eines immer gleichen Epikurers, ziemlich das Ansehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen lassen; Pope mag eine Ausnahme seyn. Er mag Geschicklichkeit und Willen genug besessen haben, in seinem Gedichte, wo nicht ein System völlig zu entwerfen, wenigstens mit den Fingern auf ein gewisses zu zeigen. Er mag sich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeschränkt haben, die sich nach diesem System sinnlich vortragen lassen. Er mag die übrigen um so viel eher übergangen seyn, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht ist, alles zu erschöpfen.

Wohl! Es muß sich ausweisen; und es wird sich nicht besser ausweisen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeschriebenen Punkte halte. Diesen gemäß wird meine Abhandlung aus drei Abschnitten bestehen, welchen ich zuletzt einige historisch kritische Anmerkungen beifügen will.

Erster Abschnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popesche System liegen müßte.

Man darf diese Sätze fast nirgends anders als in dem ganzen ersten Briefe, und in dem vierten, hin und wieder, suchen.

Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine systematische Miene machte, und ich zweifle, ob man außer folgenden Dreizehn noch einen antreffen wird, welcher in dieser Absicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung, nach welcher ich sie hersetzen will, ist nicht die Ordnung, welcher Pope in dem

Vortrage gefolget ist. Sondern es ist die, welcher Pope im Denken muß gefolget seyn; wenn er anders einer gefolgt ist.

Erster Satz.

Von allen möglichen Systemen muß Gott das beste geschaffen haben.

Dieser Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu; vielmehr zeigen seine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimmt, und von einem andern entlehnet.

1. B. Z. 43. 44.

Of Systems possible, if'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best etc.

Das ist: wenn man zugestehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Systemen das beste erschaffen müsse. Wenn kann hier keine Ungewißheit anzeigen; sondern, weil er seine übrigen Sätze aus dieser Bedingung folgert, so muß es hier eben das seyn, als wenn er gesagt hätte: da man nothwendig gestehen muß ꝛc.

Zweiter Satz.

In diesem besten System muß alles zusammenhangen, wenn nicht alles in einander fallen soll.

1. B. Z. 45.

Where all must fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieser Zeile: or not coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es anstatt not, all heissen müsse. Gesetzt aber, Pope hat wirklich not geschrieben, so kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darin liegen, als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zusammenhange in der Welt verstehe. Er erklärt sich zwar nicht ausdrücklich darüber; verschiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verstehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt besetzt wären, ohne daß irgendwo eine Lücke anzutreffen sey. Er setzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46.) and all that rises, rise in due degree. d. h. mit dem vorhergehenden zusammen genommen: Es muß alles in einander fallen, oder alles zusammenhangen, und was sich erhebt, muß sich in dem gebührenden Grade erheben. Folglich findet er den Zusammenhang darin, daß sich alles stufenweis in der Welt erhebe. Und ferner sagt er: (Z. 233.) wenn einige Wesen vollkommen werden sollen; so müssen entweder die niedrigern Wesen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, sobald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. Each System in gradation roll: (Z. 239.) Ein jedes System gehet stufenweise fort; sagt überhaupt eben dieses. Und eben diese allmälige Degradation nennt er die große Kette,

welche

welche sich von dem Unendlichen bis auf den Menschen, und von dem Menschen bis auf das Nichts erstrecke. (1. Brief. Z. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meynung vielleicht noch deutlicher. (Zeile 47. und folgende.)

Order is Heav'n's great Law; and this confest,
Some are and must be, mightier than the rest,
More rich, more wise etc.

Er nimmt also diese Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verschieden sind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es sehen, daß er mit dem Zusammenhange in der Welt keinen andern Begriff verknüpft, als den wir eben aus einander gesetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müssen irgendwo solche Wesen, wie die Menschen sind, anzutreffen seyn.

1. B. Z. 47. 48.

— in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Dieser Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn sollen in der besten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen; so muß auch der Rang, der für den Menschen gehört, nicht leer bleiben. Der Mensch hat also weder in der besten Welt ausbleiben, noch vollkommener geschaffen werden können. In beiden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden, und daher kein Zusammenhang in der besten Welt gewesen seyn.

Man bedenke nunmehr, wie wenig Pope's Schluß bindet, wenn wir den Zusammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geschehen ist.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best,
Where all etc. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Aus keiner andern Ursache, sagt Pope, mußte ein solcher Rang, ein solcher Grad der Vollkommenheit, als der Mensch begleitet, wirklich werden, als, weil in der besten Welt alles in einander fallen oder zusammenhangen, und in einem gehörigen Grade sich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbesetzt bleiben darf.

Besser hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt: warum so ein

Wesen, wie der Mensch, erschaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erschaffen worden? Auf das letztere noch näher zu antworten, nimmt er (Brief 1. Zeile 251. und folgende) die Unveränderlichkeit der Wesen aller Dinge zu Hülfe, und sagt, daß dieses Verlangen eben so lächerlich sey als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf, und der Kopf mit seinen Sinnen nicht blos das Werkzeug des Geistes zu seyn begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160.) drücket er sich hierüber noch stärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Mensch nicht vollkommen erschaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts anders sagen, als dieses: warum der Mensch nicht ein Gott, und die Erde nicht ein Himmel sey?

Vierter Satz.

Die Glückseligkeit eines jeden Geschöpfs bestehet in einem Zustande, der nach seinem Wesen abgemessen ist.

1. Brief. Zeile 175.

All in exact proportion of the state.

Und in der 71sten Zeile eben desselben Briefes sagt er von dem Menschen insbesondere:

His being measur'd to his state and place.

Folglich, sagt Pope, kömmt es nur hauptsächlich darauf an, daß man beweise, der Mensch sey wirklich in der Welt in einen Zustand gesetzt

worden, welcher sich für sein Wesen und seinen Grad der Vollkommenheit schickt:

1. Brief. 49. 50. Zeile.

And all the question (wrangle e're so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Mensch ist so vollkommen als er seyn soll.

1. Brief. Zeile 70..

Man's as perfect as he ought.

Das heißt: der Zustand des Menschen ist wirklich nach seinem Wesen abgemessen, und daher ist der Mensch vollkommen. Daß aber jenes sey, erhelle klar, wenn man den Zustand, darin der Mensch lebe, selbst betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen, und nicht nach besondern Gesetzen; und in besondern Fällen handelt er nicht wider seine allgemeine Gesetze um eines Lieblings willen.

4. B. Z. 33. 34.

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws.

Und Zeile 119. ebend. Br.

Think we like some weak Prince th' eternal Cause
Prone for his Fav'rites to reverse his Laws?

Diesen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus, und erläutert ihn durch Beispiele. Er scheint aber damit das System des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Gesetze zum Gegenstande des göttlichen Willens macht, und so den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenn gleich aus diesen allgemeinen Gesetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieses Weltweisen behaupten folglich, Gott habe seiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Gesetze regieren müssen. In besondern Fällen könnte die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wohl so etwas hervorbringen, das an und für sich selbst entweder völlig unnütz oder gar schädlich, und daher den göttlichen Absichten eigentlich zuwider sey: allein es sey genug, daß die allgemeinen Gesetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Uebel, welche in wenigen besondern Fällen daraus entstehen, nicht ohne einen besondern Rathschluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an: die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunter falle, hätten einen unaussprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen schaffe; und wie oft

richte er nicht Ueberschwemmungen an, wo er gar schädlich wäre? Ihrer Meynung also nach, können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der besten Welt entstehen, weil keine allgemeine Gesetze möglich sind, die den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen genug thäten. Oder, fragen sie, sollte Gott um eines Lieblings willen — — der wißbegierige Weltweise sey, zum Exempel, dieser Liebling — — die allgemeinen Gesetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer speyen muß?

4. B. Z. 121. 122.

Shall burning Aetna, if a sage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebenter Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das ist: das Uebel, welches in der Welt erfolgt, ist niemals der Gegenstand des göttlichen Willens gewesen.

4. B. Z. 110.

God sends not ill.

Pope hat dieses aus dem Vorhergehenden ungefähr so geschlossen. Wenn das Uebel nur in besondern Fällen entsteht, und eine Folge aus den allgemeinen Gesetzen ist; Gott aber nur diese allgemeine Gesetze, als allgemeine Gesetze, für gut befunden, und zum Gegenstande seines Willen gemacht hat; so kann man nicht sagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen

fließt, und ohne welches sie keine allgemeine Gesetze gewesen wären. Unser Dichter sucht diese Entschuldigung um ein großes kräftiger zu machen, wenn er sagt, daß noch dazu dieses aus den allgemeinen Gesetzen folgende Uebel sehr selten sey. Er hat hiermit vielleicht nur so viel sagen wollen, daß Gott solche allgemeine Gesetze gewählt habe, aus welchen in besondern Fällen die wenigsten Uebel entstünden. Allein er drückt sich auf eine sehr sonderbare Art aus; er sagt: (1. B. Zeile 143.) th'exceptions are few, und an einem andern Orte, Nature lets it fall, das Uebel nämlich. Ich werde diesen Punkt in meinem dritten Abschnitte berühren müssen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeste Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze besteht, nach sich ziehen sollte.

1. Br. Z. 233 — 236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one step broken, the great scales destroy'd.

Und Zeile 239 — 242.

And if each System in gradation roll

Alike essential to th'amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moralische Böse sind Folgen aus den allgemeinen Gesetzen, die Gott öfters zum Besten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelassen hat, als daß er durch einen besondern Willen seinem allgemeinen hätte zuwider handeln sollen.

1. Br. Z. 145. 146.

If the great end be human happiness,
Then Nature deviats, and can man do less?

4. Br. Z. 112. 113.

Or partial ill is universal good
— — — — or Nature lets it fall.

1. Br. Z. 161. 162.

— all subsists by elemental strife,
And Passions are the Elements of life.

Zehnter Satz.

Es ist nicht alles um des Menschen willen geschaffen worden, son-

dern der Mensch selbst ist vielleicht um eines andern Dinges willen da.

1. Br. Z. 57.

— man, who here seems principal alone
Perhaps acts second to some sphere unknown.

3. Br. Z. 24.

Made beast in aid of man, and man of beast.

Eilfter Satz.

Die Unwissenheit unsers zukünftigen Zustandes ist uns zu unserm Besten gegeben worden.

Wer würde ohne sie, sagt der Dichter, sein Leben hier ertragen können? (1. Br. Z. 76.)

Und ebend. Z. 81.

Oh blindness of the future! hindly giv'n
That each etc.

Anstatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, sagt Pope, hat uns der Himmel die Hoffnung geschenkt, welche allein vermögend ist, uns unsere letzten Augenblicke zu versüßen.

Zwölfter Satz.

Der Mensch kann sich, ohne seinen Nachtheil, keine schärfern Sinne wünschen.

Die Stelle, worin er dieses beweiset, ist zu lang, sie hier abzuschreiben. Sie stehet in dem ersten Briefe, und geht von der 185sten Zeile bis zu der 198sten. Dieser Satz aber, und die zwei vorhergehenden, sind eigentlich nähere Beweise des fünften Satzes, und sollen darthun, daß dem Menschen wirklich solche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als sich für seinen Stand am besten schicken. Die Frage wäre also beantwortet, auf welche es, nach Pope's Meynung, in dieser Streitigkeit hauptsächlich ankömmt.

if God has placed him (man) wrong?

Dreizehnter Satz.

Die Leidenschaften des Menschen, die nichts als verschiedene Abänderungen der Eigenliebe sind, ohne welche die Vernunft unwirksam bleiben würde, sind ihm zum Besten gegeben worden.

2. Br. Z. 83.

Modes of self-love the Passions we may call.

Ebend. Z. 44.

Self-love to urge, and Reason to restrain.

Und 1. Br. Z. 162.

Passions are the Elements of life.

Pope gesteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenschaften entstehen;

allein auch diese gründen sich auf ein allgemeines Gesetz, welches dieses ist: daß sie alle von einem wirklichen, oder einem anscheinenden Gute in Bewegung gesetzt werden sollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Uebel zulassen müssen, die aus den allgemeinen Gesetzen erfolgten, weil er sonst die allgemeinen Gesetze durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben müssen.

2. Br. Z. 84.

'Tis real good, or seeming, moves them all.

Schlußsatz.

Aus allen diesen Sätzen nun zusammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, daß alles gut sey; que tout ce qui est, est bien. Ich drücke hier seinen Sinn in der Sprache seiner Uebersetzer aus. Allein ist es wohl gut, sich auf diese zu verlassen? Wie wenn Pope nicht gesagt hätte, daß alles gut, sondern nur, daß alles recht sey? Wollte man wohl recht und gut für einerlei nehmen? Hier sind seine Worte: (1. Br. Z. 286.)

— Whatever is, is right.

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope ist, die Schande nicht anthun, und sagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, right hier anstatt irgend eines andern Worts zu setzen. Wenigstens war er in dem vierten Briefe (Z. 382.)

wo er diesen Ausspruch wiederholt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernstlichem Bedacht geschehen seyn, daß er nicht good oder well gesagt hat. Und warum hat er es wohl nicht gesagt? Weil es offenbar mit seinen übrigen Gedanken würde gestritten haben. Da er selbst zugesteht, daß die Natur manche Uebel fallen lasse; so konnte er wohl sagen, daß dem ungeachtet alles recht sey, aber unmöglich, daß alles gut sey. Recht ist alles, weil alles, und das Uebel selbst, in der Allgemeinheit der Gesetze, die der Gegenstand des göttlichen Willens waren, gegründet ist. Gut aber würde nur alsdenn alles seyn, wenn diese allgemeinen Gesetze allezeit mit den göttlichen Absichten übereinstimmten. Zwar gestehe ich gern, daß auch das französische bien, weniger sagt als bon, ja daß es fast etwas anders sagt; desgleichen auch, daß das deutsche gut, wenn es adverbialiter und nicht substantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht ist. Allein es ist die Frage, ob man an diesen feinen Unterschied stets gedacht hat, so oft man das Popesche: es ist alles gut, oder tout ce qui est, est bien, gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut seyn, und die vorgetragenen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden seyn. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Theil mit den

eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreißen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweiten von der Akademie vorgeschriebenen Punkte vorher wenden müßte.

Zweiter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitzischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andere Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann; so würde ich fragen: ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popeschen Sätze für philosophisch, oder mehr die Leibnitzischen Sätze für poetisch habe erklären wollen?

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen, und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs höchste möchte eine gar zu übertrie-

bene Meynung von dem, mehr als menschlichen, Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beybehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedene stehen nur der Verbindung wegen da, und verschiedene sind allzu speziell, und mehr moralisch als metaphysisch. Beide Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig seyn.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch Leibnitz hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt. Was jeder besonders dabei gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton aber hat völlig Unrecht, wenn er diesen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht sowohl für Leibnitzisch, als für Platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademischen Frage anstatt des Satzes: alles ist gut, nothwendig diesen und keinen andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollte, daß ein System darin liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitzische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweiter Satz.

In dem besten System muß alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nämlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen setzt diesen Zusammenhang darin, daß alles in der Welt eines aus dem andern, verständlich erkläret werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die theils neben einander existiren, theils auf einander folgen. Diese verschiedenen Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle, wie die Räder der Maschine, mit einander vereiniget wären: das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären ließe, warum alle übrigen so, und nicht anders neben ihm sind; und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreifen können, und der mindeste Theil der Welt muß ihm ein Spiegel seyn, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demselben sind, so wie alle Zustände, in welchen die Welt war oder je seyn wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibnitz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt seyn müßten. Ich glaube auch nicht, daß er

es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Pope sagen dürfte: die Schöpfung ist voll; so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnitz zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet ist, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander existirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen in einander gegründet zu seyn. Etwas ganz anders aber versteht Pope unter seiner full creation, wie sich aus der Verbindung seiner Worte schließen läßt.

1. Br. Z. 235.

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nämlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darin besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwei verschiedene Schriftsteller deswegen noch nicht einerlei Meynung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerlei Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von leer und voll in Ansehung der Schöpfung, als Leibnitz; und daher konnten

könnten sie beide sagen: the creation is full, ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben, als die bloßen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß nothwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer seyn würde.

Leibnitz hingegen beweiset das nothwendige Daseyn des Menschen a posteriori, und schließt, weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche in diesem Satze einerlei Meynung gehabt zu haben. Er behauptet nämlich, Gott könne in der Welt blos deswegen Böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondere Rathschlüsse aufheben wolle. Nothwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen seyn, die Gott, der besten Welt unbeschadet, hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meynung gewesen sey.

4. Br. B. 112.

Or partial ill is universal good
— — or Nature lets it fall.

Dieses oder oder zeigt genugsam, daß das Uebel in dem zweiten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beitrage, sondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein was behauptet Leibnitz von allem diesen? — Leibnitz behauptet, der allgemeine Rathschluß Gottes entstehe aus allen besondern Rathschlüßen zusammen genommen, und Gott könne, ohne der besten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen besondern Rathschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der wirkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem ersten ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den allgemeinen Gesetzen der Natur, daß ist, aus dem System der wirkenden Ursachen etwas erfolge, das mit den göttlichen Absichten nicht übereinstimmt; denn blos aus der besten Verknüpfung der besondern Absichten, sind die allgemein wirkenden Ursachen und das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hievon die Theodicee §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibnitz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig seyn können. Leibnitz sagt: wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen; da müssen nothwendig einige derselben wider einander

stoßen, und durch dieses Zusammenstoßen müssen entweder Widersprüche entstehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen, und diese wenigen Ausnahmen noch darzu von den am wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren; allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der besten Welt unbeschadet, einige Uebel daraus hätte weglassen können, ohne etwas merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ungeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welchen diese Uebel fließen, lieber gewollt, und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt

erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer größern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders, als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibnitz weiß von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimmt, weil er keine allmälige Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann, nach seiner Meynung, nirgend anders werden, als wo die Wesen in einander gegründet zu seyn aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches eben so viel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibnitz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen, und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, sowohl dem Raume als der Zeit nach, anders wird, sobald das mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popes System, entweder zum Besten

des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer gröſsern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnitzens Meynung hingegen müssen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Außenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt seyn. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkürlich sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung seiner besondern Absichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entstehen müssen. Wo eine Unvollkommenheit ist, da muß eine Ausnahme unvermeidlich gewesen seyn. Keine Ausnahme aber kann Statt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander streiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geschehen seyn, das ist, sie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nöthig seyn, noch mehrere Unterschiede zwischen den Popeschen Sätzen und Leibnitzischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was sollten es für mehrere Unterschiede seyn? In den besondern moralischen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweisen überein, so verschieden auch ihre Grundsätze sind. Der übereinklingende Ausdruck der erstern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerlei zu halten; denn sonst würde es sehr leicht seyn, jeden andern, der

irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben sowohl als Popen, zum Leibnitzianer zu machen.

Verdient nun aber Pope diese Benennung durchaus nicht, so wird auch nothwendig die Prüfung seiner Sätze etwas ganz anders, als eine Bestreitung des Leibnitzischen Systems von der besten Welt seyn. Die Gottschede sagen, sie werde daher auch etwas ganz anders seyn, als die Akademie gewünscht habe, daß sie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottschede sagen; ich werde sie dem ungeachtet unternehmen.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Popeschen Sätze.

Ich habe oben gesagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müsse mehr darauf bedacht gewesen seyn, das sinnlich Schöne aus allen Systemen zusammen zu suchen, und sein Gedicht damit auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen, oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu

halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen, die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerlei Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwider laufen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweiter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmäligen Degradation der Vollkommenheit geordnet seyn müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popes Satz gegründet; so kann unsre Welt unmöglich die beste seyn. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keines Weges aber nach einer allmäligen Degradation neben einander. Weise und Thoren, Thiere und Bäume, Insekten und Steine sind in der Welt wunderbar durch einander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Theilen der Welt zusammen klauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmälig vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht Statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnitzische System geleitet, daß nämlich, vermöge der göttlichen Weis-

heit, alle Wesen in der besten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen neben einander geordnet seyn müssen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieser eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Existenz eines solchen Ranges, als der Mensch bekleidet, von sich selbst weg. Denn was war es nöthig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, diesen Rang wirklich werden zu lassen, da doch ohnedem die Glieder derselben in dem unendlichen Raume zerstreut liegen, und nimmermehr in der allmäligen Degradation neben einander stehen?

Sechster Satz.

Hier kömmt es, wo sich Pope selbst widerspricht! — Nach seiner Meynung, wie wir oben dargethan haben, müssen aus den allgemeinen Gesetzen manche besondere Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beitragen, und nur deswegen zugelassen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, seinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

So sagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel also die in der Welt zugelassen worden, sind

nach ihm allgemein gut; manche aber, die eben sowohl zugelassen worden, sind es nicht. Sind sie es aber, nach seinem eigenen Bekenntnisse, nicht, wie hat er am Ende des ersten Briefes gleichwohl so zuversichtlich sagen können:

All discord, harmony not understood:
All partial evil, universal good?

Wie verträgt sich dieses entscheidende all, mit dem obigen or, or? Kann man sich einen handgreiflichern Widerspruch einbilden?

Doch wir wollen weiter untersuchen, wie er sich gegen das System, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man sehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem ersten Briefe

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzusetzt:

Th' Exceptions few.

Der Ausnahmen sind wenig? Was sind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von diesen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtschnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er sie nicht gemacht; (S. den 4ten Brief, Z. 119.) auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn sonst hätte er nicht die geringste Unvollkommenheit zulassen sollen. Er hat nur wenige Ausnahmen

gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder so viel als nöthig waren.

Man könnte sagen: Pope verstehe unter dem Worte Exceptions solche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Absichten übereinstimmen, und dennoch aus den allgemeinen Gesetzen fließen. Dieser giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat solche allgemeine Gesetze erwählt, die in den meisten besondern Fällen mit seinen Absichten übereinstimmen. — Gut! aber alsdann müßte sich das Wort Exceptions nicht auf general Laws beziehen. Von Seiten der allgemeinen Gesetze hat Gott nicht die geringsten Ausnahmen gemacht, sondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinstimmung der allgemeinen Gesetze mit den göttlichen Absichten. Nun übersehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws;
Th' Exceptions few etc.

Bezieht sich hier das Wort Exceptions irgend auf etwas anders, als auf general Laws? O! Ich will lieber zugeben, Pope habe sich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphysisch widersprochen, als daß ihm ein schlecht verbundener und verstümmelter Vers entwischt wäre, wie dieser seyn würde, wenn sich th' Exceptions few nicht auf die allgemeinen Gesetze, von welchen er gleich vorher spricht, sondern auf die göttlichen Absichten beziehen sollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er

sich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Gesetzen eingebildet, und folglich das Malebranchesche System unvermuthet verworfen, das er sonst durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in diesem Satze behauptet, daß nämlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß sich die Wirkung davon in dem Ganzen äußere, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden, als aus den seinigen, welche hier ganz und gar nichts beweisen. Wenn wir, sagt er, die obern Kräfte verdrängen wollen, so müssen die untern an unsre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung. Ist es noch nöthig, diesen Schluß zu widerlegen, nachdem man gesehen, daß in der Welt nicht alles so stufenweise hinaufsteigt, wie Pope annimmt, sondern daß vollkommene und unvollkommene Wesen, ohne diese eingebildete Ordnung, durch einander vermenget sind? Eben so wenig werde ich die zweite Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Bestätigung dieses achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht sich immer auf seine allmälige Degradation, die nur in seiner poetischen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unserer aber gar nicht Statt gefunden hat.

Neunter Satz.

In diesem Satze sind oben zwei Ursachen des Uebels in der Welt, nach Popens Meynung, angeführt worden; eine dritte Ursache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelassen, weil ich sie nicht begreifen konnte. Hier ist die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

Or partial ill is universal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

Die Worte Nature lets it fall habe ich so erklärt, als ob sie eben das sagten, was der Dichter mit den Worten Nature deviates sagen will. Diese nämlich, wenn sie einen verständlichen Sinn haben sollen, können nichts anders bedeuten, als, daß die Natur, vermöge der allgemeinen Gesetze, die ihr Gott vorgeschrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Absichten zuwider sey, und nur deswegen von ihr zugelassen werde, weil er seinen allgemeinen Entschluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happiness,
Then Nature deviat's, and can Man do less?

D. i. Wenn die Glückseligkeit des Menschen der große Zweck ist, und

die Natur abweicht ꝛc. Eben diesen Gedanken nun, glaub ich, hat Pope durch Nature lets it fall, die Natur läßt es fallen, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen hervor, ohne daß die göttliche Absicht eigentlich darauf gerichtet gewesen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten Or change admits, oder die Abwechslung läßt es zu? Kann nach Popes System — — wenn man es noch ein System nennen will — — etwas anders die göttliche Weisheit entschuldigen, daß sie Böses in der Welt zugelassen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den besondern Theilen vorzuziehen gewesen, oder die Allgemeinheit der Gesetze, die Gott nicht hat stören wollen? Was für eine dritte Entschuldigung soll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbei nichts; und ich möchte um so viel lieber wissen, was diejenigen dabei denken, die sich dem ungeachtet ein Popesches System nicht wollen ausreden lassen. Vielleicht sagen sie, eben diese letztere Stelle beweise, daß ich das wahre System des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders sey, aus welchem man sie erklären müsse. Welches aber soll es seyn? Wenigstens muß es ein ganz neues seyn, das noch in keines Menschen Gedanken gekommen; indem allen andern bekannten Systemen von dieser Materie,

hier und da in den Briefen eben sowohl widersprochen wird.

Zum Beweise berufe ich mich auf eine Stelle, die in dem ersten Briefe anzutreffen ist, und die eben so wenig mit unserm vorgegebenen Popeschen Systeme, als mit irgend einem andern, bestehen kann. Es ist folgende:

Z. 259. und folgende.

All are but parts of one stupendous whole,
Whose body Nature is, and God the soul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the same
— — — — — —
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i. Alle Dinge sind Theile eines erstaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist. Er ist in allen Dingen verändert, und doch allenthalben eben derselbe — — Er lebt in allem was lebt; er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung.

und verbreitet sich, ohne sich zu zertheilen. — — Er erfüllt, umschränkt und verknüpft alles, und macht alles gleich. Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottlose Meynungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was Warburton zu dessen Vertheidigung wider den Herrn Crousaz gesagt hat, welcher behaupten wollte, der Dichter habe diese Stelle aus des Spinosa irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann sie unmöglich mit Spinosas Lehren bestehen. Die Worte

Whose body Nature is, and God the soul,

Wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist, würde Spinosa nimmermehr haben sagen können; denn der Ausdruck, Seele und Körper, scheinet doch wenigstens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwei verschiedene Wesen sind. Wie wenig war dieses die Meynung des Spinosa! Es hat aber andere irrige Weltweisen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinosismo eben so weit abstehen, als von der Wahrheit. Sollte ihnen also Pope diese seltnen Redensarten abgeborgt haben, wie steht es um die Worte: Extends thro' all extent; Er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung? Wird diese Lehre einem andern als Spinosa zugehören? Wer hat sonst die Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten, als

dieser berufene Irrgläubige? Jedoch, wie gesagt, es stehet nicht zu glauben, daß Pope eben in diesen Briefen ein gefährliches System habe auskramen wollen. Er hat vielmehr — — und dieses ist es, was ich bereits oben, gleichsam a priori, aus dem, was ein Dichter in solchen Fällen thun muß, erwiesen habe, — — blos die schönsten und sinnlichsten Ausdrücke von jedem System geborgt, ohne sich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, theils in der Sprache der Spinosisten, theils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil sie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken allzu idealisch und allzu weit von dem Sinnlichen entfernt ist. Eben so, wie sich Thomson in seiner Hymne über die vier Jahrszeiten, nicht gescheuet hat, zu sagen: these as the changes — are but the varied God. Ein sehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunstrichter tadeln kann.

Hätte sich Pope ein eignes System abstrahirt gehabt, so würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, allen Vorrechten eines Dichters dabei entsagt haben. Da er dieses aber nicht gethan hat, so ist es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorstelle, daß es die meisten Dichter thun. Er hat diesen und jenen Schriftsteller über seine Materie vorher gelesen, und, ohne sie nach eigenen Grundsätzen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt,

daß

daß es sich am Besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse. Ich glaube ihm sogar, in Ansehung seiner Quellen, auf die Spur gekommen zu seyn, wobei ich einige andere historisch kritische Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unsers Dichters wider die Beschuldigungen des Crousaz. Die Briefe, die er in dieser Absicht schrieb, erhielten Pope's vollkommensten Beifall. Sie haben mir, sagt dieser in einem Briefe an seinen Retter, allzuviel Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so seltsam dieses auch klingen mag. Sie haben mein System so deutlich gemacht, als ich es hätte machen sollen, und nicht gekonnt habe. — — Man sehe die ganze Stelle unten in der Note, *) aus welcher

*) I can only say, you do him (Crousaz) too much honour and me too much right,

ich nur noch die Worte anführe: Sie verstehen mich vollkommen so wohl, als ich mich selbst verstehe; allein Sie drücken mich besser aus, als ich mich habe ausdrücken können.

Was sagt nun denn aber dieser Mann, welcher die Meynung des Dichters, nach des Dichters eignem Geständnisse so vollkommen eingesehen hat, von dem Systeme seines Helden? Er sagt: Pope sey durchaus nicht dem Herrn von Leibnitz, sondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beste wirklich werden lassen.

Plato also wäre die erste Quelle unsers Dichters! — wir wollen sehen. — Doch Plato

---

so odd as the expression seems, for you have made my system as clear, as I ought to have done, and could not. It is indeed the same system as mine, but illustrated with a ray of your own, as they say our natural body is the same still when it is glorified. I am sure I like it better, than I did before, and so will every man else. I know I meant just what you explain, but I did not explain my own meaning so well as you. You unterstand me as well, as I do myself, but you express me better, than I could express myself. In einem Briefe an Warburton vom 11ten April 1739.

war auch eine Quelle für Leibnitz. Und Pope könnte also doch wohl noch ein Leibnitzianer seyn, indem er ein Platoniker ist. Hierauf aber sagt Warburton: „nein! denn Pope hat die Platonischen Lehren in der gehörigen Einschränkung „angenommen, die Leibnitz auf eine gewaltsame „Art ausgedehnt. Plato sagte: Gott hat die „beste Welt erwählt. „Der Herr von Leibnitz aber: Gott hat nicht anders können, als die beste wählen."

Der Unterschied zwischen diesen zwei Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwei gleich ähnlichen und guten Dingen, eines dem andern vorzuziehen; und dieses Vermögen habe Plato Gott gelassen, Leibnitz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzähligemal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sey. Ich will nicht anführen, daß sie auch Plato dafür müsse erkannt haben, weil er bei jeder freien Wahl Bewegungsgründe zugesteht; wie Leibnitz bereits angemerkt hat. (Theodice 1. Abtheil. §. 45.) Ich will nicht darauf bringen, daß folglich der Unterschied selbst wegfalle; sondern ich will ihn schlechterdings so annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag also gelehrt haben: Gott habe die Welt gewählt, ob er gleich eine andere vielleicht eben so gute Welt hätte wählen können; und Leibnitz mag gesetzt haben: Gott habe nicht anders können als die beste wählen. Was sagt denn

Pope? Drückt er sich auf die erste oder auf die andere Art aus? Man lese doch:

Of systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best etc.

„Wenn es ausgemacht ist, daß die „unendliche Weisheit von allen möglichen Systemen das beste wählen muß ꝛc." — — Daß sie muß? Wie ist es möglich, daß Warburton diesen Ausdruck übersehen hat? Heißt dieses mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freiheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bei dem ersten Schritte verlassen zu haben selbst glauben mußte! Ich komme zu der zweiten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt; und diese ist der Lord Shaftesbury, von welchem er sagt, daß er den Platonischen Satz angenommen und in ein deutlicheres Licht gesetzt habe. In wie weit dieses geschehen sey, und welches das verbesserte System dieses Lords sey, will die Akademie jetzt nicht wissen. Ich will also hier nur so viel anführen, daß Pope den Shaftesbury zwar offenbar gelesen und gebraucht hat, daß er ihn aber ungleich besser würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verstanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte

ich aus mehr als einer Stelle der Rhapsodie des Shaftesbury beweisen, welche Pope seinen Briefen eingeschaltet hat, ohne fast von dem Seinigen etwas mehr, als das Sylbenmaas und die Reime, hinzuzuthun. Statt aller aber, will ich nur diese einzige anführen. Shaftesbury läßt den Philokles dem Palemon, welcher das physische Uebel zwar entschuldigen will, gegen das moralische aber unversöhnlich ist, antworten: The very Storms and Tempests had their Beauty in your account, those alone excepted, which arose in human Breast. „Selbst die Stür„me und Ungewitter haben, Ihrem „Bedünken nach, ihre Schönheit, nur „diejenigen nicht, die in der menschlichen Brust aufsteigen." Ist dieses nicht eben das, was Pope sagt:

If plagues or earthquakes break not heav'n's design
Why then a Borgia, or a Catiline?

Doch Pope muß den Shaftesbury nicht verstanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieser freie Weltweise war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drückte sich weit vorsichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, so würden seine Gedanken einem System ungleich ähnlicher sehen; er würde der Wahrheit und Leibnitzen ungleich näher gekommen seyn. Shaftesbury zum Exempel, sagt: Man hat auf vielerlei Art zeigen wollen, warum die Natur

irre, und wie sie mit so vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich läugne, daß sie irrt ꝛc. Pope hingegen behauptet: die Natur weicht ab. — Ferner sagt unser Lord: die Natur ist in ihren Wirkungen sich immer gleich; sie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weise; nie kraftlos oder nachlässig; sondern sie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die stärkere Kraft einer andern Natur überwältiget. *) Leibnitz selbst würde den Streit der Regeln einer zusammengesetzten Vollkommenheit nicht besser haben ausdrücken können. Aber was weiß Pope hievon, der dem Shaftesbury gleichwohl soll gefolgt seyn? Auch sagt dieser: Vielmehr bewundern wir eben wegen dieser Ordnung der untern und obern Wesen die Schönheit der

*) Much is alledg'd in answer, to shew why Nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But I deny she errs. — — Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble endeavours; but o'erpower'd by a superior Rival, and by another, Nature's justly conquering Force. Rhapsody Part. 2. Sect. 3.

Welt, die auf sich einander entgegenstehende Dinge gegründet ist, weil aus solchen mannigfaltigen und widerwärtigen Grundursachen eine allgemeine Zusammenstimmung entspringt. *) Die Worte mannigfaltige und widerwärtige Grundursachen bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht bestehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, so würde er sich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Shaftesbury einen vollkommenen richtigen Begriff, den Pope wie wir gesehen, nicht hatte. Er nennt sie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Consent and Correspondence in all. Dieser Zusammenhang, dieses Sympathisiren, diese Uebereinstimmung ist ganz etwas anders, als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchstens nur für poetisch schön erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mir Shaftesbury sehr oft so glücklich mit Leibnitz

*) 'Tis on the contrary, from this Order of inferiour and superiour Things, that we admire the World's Beauty, founded thus on Contrarietys: whilst from such various and disagreeing Principles a universal Concord is established. Eben daselbst.

übereinzustimmen scheinet, daß ich mich wundre, warum man nicht längst beider Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich sogar, warum nicht selbst die Akademie lieber das System des Shaftesbury, als das System des Pope zu untersuchen, und gegen das Leibnitzische zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigstens Weltweisen gegen Weltweisen, und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit gestellt haben, anstatt daß sie den Dichter mit dem Philosophen, und das Sinnliche mit dem Abstrakten in ein ungleiches Gefecht verwickelt hat. Ja auch für die, würde bei dem Shaftesbury mehr zu gewinnen gewesen seyn, als bei dem Pope, welche Leibnitz gern, vermittelst irgend einer Parallel mit einem andern berühmten Manne, erniedrigen möchten. Das Werk des Shaftesbury The Moralists, a philosophical Rhapsody war bereits im Jahr 1709 herausgekommen; des Leibnitz Theodicee hingegen trat erst gegen das Ende des Jahrs 1710 an das Licht. Aus diesem Umstande, sollte ich meynen, wäre etwas zu machen gewesen. Ein Philosoph, ein englischer Philosoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibnitz erst ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, sollte dieser von dem letztern nicht ein wenig seyn geplündert worden. Ich bitte die Akademie es überlegen zu lassen!

Und also hat Pope auch aus dem Shaftesbury die wenigsten seiner metaphysischen Larven entlehnt. Wo mag er sie wohl sonst her ha-

ben? Wo mag er besonders die haben, die eine Leibnitzische Miene machen? Ich verstehe diejenigen Sätze, die mit den Worten mögliche Systeme und dergleichen ausgedrückt sind. Die Anweisung Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere sich desjenigen Buchs de Origine mali, über welches Leibnitz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter seiner Theodicee findet. Er urtheilet davon, der Verfasser desselben stimme, in der einen Hälfte der Materie, von dem Uebel überhaupt, und dem physischen Uebel insbesondere, sehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Hälfte, vom moralischen Uebel, von ihm ab. Es war dieser Verfasser der Hr. W. King, nachheriger Erzbischof von Dublin. Er war ein Engländer, und sein Werk war schon im Jahr 1703 herausgekommen.

Aus diesem nun, behaupte ich, hat sich unser Dichter ungemein bereichert; und zwar so, daß er nicht selten ganze Stellen aus dem Lateinischen übersetzt, und sie blos mit poetischen Blümchen durchwirkt hat. Ich will blos die vornehmsten derselben zum Beweise hersetzen, und die Vergleichung den Lesern, welche beider Sprachen mächtig sind, selbst überlassen.

1.

King. Cap. III. p. m. Ed. Brem. 56.

Credendum vero est, praesens mundi Systema optimum fuisse, quod fieri potuit, habito respectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope. Ep. I. v. 43. 44.

Of systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best.

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope, Ep. I. v. 46. 47.

Where all must fall or not coherent be,
And all that rises, rise in due degrees etc.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in systemate mundi globo materiae solidae, qualis est terra, et eam quasi rotae vicem habere credimus in magno hoc automato.

Pope. Ep. I. v. 56. etc.

So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some gole
Tis but a part we see, and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quaedam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei restabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum et sortem cessisse; fortasse. Sed si tu alterius locum occupasses, ille alter aut alius aliquis in tui locum sufficiendus erat, qui similiter providentiae divinae ingratus, locum illum, quem jam occupasti, optaret. Scias igitur necessarium fuisse, ut aut sis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco et statu, quem systema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura necesse est. An expectes enim, dejecto alio a statu suo, te ejus loco suffectum iri? Id est, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem et exsortem tibi Deus exhiberent.

Suspicienda ergo est divina bonitas, non culpanda, qua ut sis, quod es, factum est. Nec alius nec melior fieri potuisti sine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieser Worte wird man in dem ersten Briefe des Pope wieder finden; besonders gegen die 157 und 233ste Zeile. Die Stellen selbst sind zu lang, sie ganz herzusetzen; und zum Theil sind sie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popeschen Begriffe der Ordnung, und der nothwendigen Stelle, die der Mensch in der Reihe der Dinge erhalten müssen, die Rede war.

Was kann man nun zu so offenbaren Beweisen, daß Pope den metaphysischen Theil seiner Materie mehr zusammen geborgt, als gedacht habe, sagen? Und was wird man vollends sagen, wenn ich sogar zeige, daß er sich selbst nichts besser bewußt zu seyn scheinet? — Man höre also, was er in einem Briefe an seinen Freund den D. Swift schreibt. Pope hatte seinen Versuch über den Menschen, ohne seinen Namen drucken lassen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk; allein er erkannte seinen Freund darin nicht. Hierüber nun wundert sich Pope und schreibt: ich sollte meynen, ob Sie mich gleich in dem ersten dieser Versuche aus dem Gesichte ver-

loren, daß Sie mich doch in dem zweiten würden erkannt haben.*) Heißt dieses nicht ungefähr: ob Sie mir gleich die metaphysische Tiefsinnigkeit, die aus dem ersten Briefe hervorzuleuchten scheinet, nicht zutrauen dürfen; so hätten Sie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetischen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen sollen? — — Swift gesteht es in seiner Antwort auch in der That, daß er Pope für keinen so großen Philosophen gehalten habe, eben so wenig als sich Pope selbst dafür hielt. Denn würde er wohl sonst, gleich nach obiger Stelle, geschrieben haben: Nur um eines bitte ich sie; lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe, und ein Gespötte daraus mache.**) Das will viel sagen!

---

*) I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those Essays, you saw me in the second.

**) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philosopher, till I pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den

Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen.

D. Swift, welcher in dem 9ten Theile der Popeschen Werke, der Knoptonschen Ausgabe von 1752, auf der 254sten Seite stehet.

II.

Vorrede und Zusätze

zu

Carl Wilhelm Jerusalem's

philosophischen Aufsätzen.

1776.

Vorrede.

Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; sein Lauf schnell. Doch lange leben, ist nicht viel leben.

Und wenn viel denken allein, viel leben ist: so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verlust eines solchen Sohnes kann jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen, kann nur ein solcher Vater.

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrige schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten

Be-

Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten, oder nie, als unter vier Augen, sprachen: so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie, deren man sich lieber itzt schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen, irgend eine räthselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die blos daher entstehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern

Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache, und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zuvoreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahiret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu seyn. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt seyn wollen; da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wohl anhören kann. Wer läugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen

Gerippes macht freilich nicht den Maler: aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser, als ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen, und es bei diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftiget war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten.

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes, weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen: wer

wollte mich tadeln? Oder vielmehr wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieser Ueberbleibsel mich nicht auch bei denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die itzt blos den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich mehr auf meine, als auf seine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort über diesen innern Werth erlaube man mir, am Schlusse derselben, zu sagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu: aber wie vieles wünschte ich, errathen zu lassen!

Inhalt.

I.

Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt seyn kann.

II.

Ueber die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstrakten Begriffe.

III.

Ueber die Freiheit.

IV.

Ueber die Mendelssohnsche Theorie vom sinnlichen Vergnügen.

V.

Ueber die vermischten Empfindungen.

Zusätze des Herausgebers.

Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmalen der Stoff unserer Gespräche gewesen. Wenn ich mich jetzt auf alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden: so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern. Zusätze, welche weder dem einen noch dem andern, sondern beiden gehören würden; so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen verstehet, die kein Sokrates anspinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beifallen.

Der erste Aufsatz beziehet sich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin, über den Ursprung der Sprache; und ich glaube, was er erweisen soll, erweiset er bündig. Die Sprache kann dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilet seyn. Und folglich? — Man traue dem Verfasser nicht zu, daß er nunmehr sofort weiter werde geschlossen haben: Folglich hat sich der Mensch die Sprache selbst erfunden. Dieses würde allerdings ein Drittes überspringen heißen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich gewesen wäre, und ohne Zweifel das ist, welches diejenigen, die dem Menschen die Selbsterfindung der Sprache absprechen, vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann den ersten Menschen seyn gelehret worden: er kann eben so dazu gelangt

seyn, wie noch jetzt alle Kinder dazu gelangen müssen. Fragt man: wodurch? durch wen? Durch Umgang mit höhern Geschöpfen; durch Herablassung des Schöpfers selbst: können die Vertheidiger dieser Meynung antworten. Laßt es seyn, können sie sagen, daß dieser Umgang, diese Herablassung selbst ein Wunder war: das, was durch dieses Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es gieng alles dabei so natürlich zu, als es bei Vokalmachung der Kinder noch zugeht. Dieses, wenn man billig seyn will, muß man gelten lassen. Die Sache ist nur, daß sodann die ganze Aufgabe von dem Ursprunge der Sprache keiner reinen philosophischen Auflösung mehr fähig ist; indem der mittlere Fall sich lediglich durch historische Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philosoph kann nur höchstens eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit dazu beitragen: diese nämlich. Zugegeben, daß die Menschen die Sprache selbst erfinden können; wenn gleichwohl auf die Erfindung derselben, wie sich vermuthen läßt, eine so geraume Zeit, vielleicht so viele viele Jahrhunderte vergehen müssen: so war es ja wohl der Güte des Schöpfers gemäßer, zum Besten derer, welche in diesen sprachlosen Zeiten ein so kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge seinen langsamen ganz natürlichen Lauf nicht zu lassen, sondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieser Wahrscheinlichkeit durch die in den ältesten Geschichtschreibern aufbewahrte Tradition zuwächst; was für Winke oder Andeutungen hierüber sich in dem Buche finden, das in allem Verstande immer so schätzbar bleibt: dieses aufs Reine zu bringen, wäre auch

immer eine sehr interessante Untersuchung. Nur ist es keine Untersuchung für den Philosophen, den nichts nöthigen kann, sich darauf einzulassen. Sobald der Philosoph erwiesen hat, daß dem ersten Menschen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilet seyn kann; und er nunmehr zeiget, wie und wodurch sie auf die Erfindung derselben nicht wohl anders als fallen müssen; zugleich noch beifügt, was die Anbauung und Ausbildung dieser Erfindung erleichtern und beschleunigen können: so hat er nicht allein alles gethan, was man von ihm erwarten darf, sondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche Einige die Hypothese des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweyte Aufsatz ist durch jene nämliche Aufgabe veranlaßt worden. Er sollte den Weg bahnen, eine der vornehmsten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entstehung der Sprache zu machen pflegt. Weil sich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken lasse; allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühsamen Abstraktion seyn sollen, welche ohne Gebrauch symbolischer Zeichen kaum möglich sey: so müsse, sagt man, der Mensch ja wohl eine Sprache schon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus diesem Cirkel ist man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unsers Verfassers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abstraktion gar nicht bedarf. Denn, gesetzt auch, daß diese Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe passe, so paßt sie doch gewiß auf einen großen Theil derselben, welches zu der Anwendung hinreichend ist,

die er davon machen wollte. In allen Fällen nämlich, wo das Aehnliche sofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daß daher dieser ihre Zeichen in der Sprache eben so früh werden gewesen seyn, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zusammen treffen, ist wohl ganz natürlich. Ja früher; Baum ist sicherlich ältern Ursprungs, als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufsatz zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner seyn würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegentheils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommener sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue: was

würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte, und mit wenigem hier nicht zu fassen stehet.

Was in dem vierten Aufsatze erinnert wird, kömmt jetzt freilich zu spät. Herr Mendelssohn hat in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften, *) in den Zusätzen zu den Briefen über die Empfindungen, (S. 24.) es selbst bemerkt, daß die Sinnenlust noch etwas anders sey, als Gefühl der verbesserten Beschaffenheit des Körpers, welche die Seele blos als Zuschauerin wahrnehme. Er setzt hinzu, daß den harmonischen Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zu Folge der Verknüpfung zwischen Seele und Körper, ja auch wohl harmonische Empfindungen in der Seele entsprechen müssen. Aber wenn durch diesen Zusatz die Frage unsers Verfassers: woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbesserten

*) Von 1771, welche unserm Verfasser nicht zu Gesichte gekommen.

Zustand versetzt worden? beantwortet ist: so ist sie auch dadurch gerechtfertiget. So nothwendig der Zusatz war: so scharfsinnig war die Frage. Auch ist es nur diese Frage, worauf er würde bestanden haben, wenn er, nach reiferer Ueberlegung, ohne Zweifel die vermeynten zwei Erfahrungen (S. 61.) zurückgenommen hätte.

Und so dürften auch wohl, in dem fünften Aufsatze, verschiedene einzelne Behauptungen richtiger zu bestimmen, verschiedene Erfahrungen genauer zu erwägen seyn. Z. E. ob es wahr ist, daß der Zorn zu den vermischten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zustandes, darein wir durch ihn versetzt worden, nie ohne Unlust erinnerten? Aber dem ungeachtet bleibt auch dieser Aufsatz noch immer sehr schätzbar. Der Unterschied des Objectiven und Subjectiven ist wichtig, und unser Verfasser ist wenigstens der erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindungen so angenehm sind, so anziehender sind, als die einfachen angenehmen Empfindungen; welches nur immer blos als unstreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächsten kommt.

III.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimäurer.

1778.

Zuschrift an Se. Durchlaucht den Herzog Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst. —

Ewr. Durchlaucht

unterthänigster Knecht.

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freimäurerei nicht enthalten: so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimäurer alle, von welchem Schlage sie auch immer seyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken: so dürfte nur noch die Frage entstehen; warum man nicht längst so deutlich mit der Sprache herausgegangen sey?

Auf diese Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Christenthume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabei gewonnen: wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch.

Ernst.

Woran denkst du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernst.

Aber du bist so still.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernst.

Du hast Recht; und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernst.

Ernst.

Gewiß.

Falk.

Hast du des schönen Morgens schon genug genossen; fällt dir etwas ein: so sprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernst.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollte.

Falk.

So frage doch.

Ernst.

Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimäurer bist?

Falk.

Die Frage ist eines der keiner ist.

Ernst.

Freilich! — Aber antworte mir geradezu. — Bist du ein Freimäurer?

Falk.

Ich glaube es zu seyn.

Ernst.

Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst.

Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings: aber das würde so viel nicht sagen wollen.

Ernst.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freimäurer zu seyn; nicht sowohl, weil ich von ältern Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden: sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimäurerei ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst.

Und drückst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu seyn!

Falk.

Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte: sondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg stellen mag.

Ernst.

Du antwortest mir als einem Fremden.

Falk.

Fremder oder Freund!

Ernst.

Du bist aufgenommen, du weißt alles — —

Falk.

Andere sind auch aufgenommen, und glauben zu wissen.

Ernst.

Könntest du denn aufgenommen seyn, ohne zu wissen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernst.

Wie so?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen; die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst.

Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu seyn?

Falk.

Warum nicht? — Die Freimäurerei ist nichts willkürliches, nichts entbehrliches; sondern etwas nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich

muß man auch durch eigenes Nachdenken eben sowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernst.

Die Freimäurerei wäre nichts Willkürliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders seyn könnten, und folglich willkürlich sind?

Falk.

Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche, sind nicht die Freimäurerei.

Ernst.

Die Freimäurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimäurerei noch nicht war?

Falk.

Die Freimäurerei war immer.

Ernst.

Nun was ist sie denn, diese nothwendige, diese unentbehrliche Freimäurerei?

Falk.

Wie ich dir schon zu verstehen gegeben: — Etwas, das selbst die, die es wissen, nicht sagen können.

Ernst.

Also ein Unding.

Falk.

Uebereile dich nicht.

Ernst.

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigstens nicht so, daß andere durch die Worte vollkommen eben denselben Begriff bekommen, den ich dabei habe.

Ernst.

Wenn nicht vollkommen eben denselben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug; und gefährlich, wenn er das geringste zu viel enthielte.

Ernst.

Sonderbar! — Da also selbst die Freimäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wissen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten sie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Thaten. — Sie lassen gute Männer und Jünglinge, die sie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — sehen, so weit sie zu sehen sind; diese finden Geschmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernst.

Thaten? Thaten der Freimäurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meistentheils schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind.

Falk.

Das haben sie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernst.

Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

Falk.

Wenn sie es nicht blos von sich rühmen.

Ernst.

Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffenen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe.

Falk.

Ist denn das nichts?

Ernst.

Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen abzusondern. — Wer soll das nicht seyn?

Falk.

Soll!

Ernst.

Wer hat, dieses zu seyn, nicht, auch außer der Freimäurerei, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr, und durch sie, einen Antrieb mehr.

Ernst.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder: desto wandelbarer.

Falk.

Ich kann dir das nicht widersprechen.

Ernst.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!

Falk.

Freund, sey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernst.

Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

Falk.

Das will nur sagen: was Bruder Redner an den Freimäurern preiset, das sind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer; und Thaten sprechen von selbst.

Ernst.

Ja, nun merke ich, worauf du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen diese Thaten,

diese sprechende Thaten! Fast möchte ich sie schreiende nennen. Nicht genug, daß sich die Freimäurer einer den andern unterstützen, auf das kräftigste unterstützen: denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publikum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.

Ernst.

Z. E. die Freimäurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk.

Wenn die Freimäurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.

Ernst.

Bei welcher andern?

Falk.

Bei sonst andern; meyne ich.

Ernst.

Und die Freimäurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und sticken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner seyn dürfe.

Falk.

Ernst! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernst.

Ohne alle Glossen denn. — Und die Freimäurer in Braunschweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

Falk.

Warum nicht?

Ernst.

Und die Freimäurer in Berlin! die das Basedowsche Philantropin unterstützen.

Falk.

Was sagst du? — Die Freimäurer? Das Philantropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst.

Die Zeitung hat es ausposaunet.

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Basedows eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß seyn, daß die Quittung nicht an Freimäurer in Berlin, sondern an die Freimäurer gerichtet wäre.

Ernst.

Was ist das? — Billigest du denn Basedows Institut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst.

So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernst.

Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimäurer können etwas thun, was sie nicht als Freimäurer thun.

Ernst.

Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdruckes, der Kürze wegen, zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind.

Ernst.

Wie meynst du das?

Falk.

Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die sie blos deswegen thun, damit sie dem Volk in die Augen fallen sollen.

Ernst.

Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk.

Könnte wohl seyn.

Ernst.

Aber ihre wahre Thaten denn? — Du schweigst?

Falk.

Wenn ich dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten sind ihr Geheimniß.

Ernst.

Ha! ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur so viel kann und darf ich dir sagen: die wahren Thaten der Freimäurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das haben sie gethan! Gleichwohl haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernst.

O geh! Du hast mich zum Besten.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimäurer

zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst.

Und sind doch auch gute Thaten?

Falk.

Es kann keine bessere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernst.

Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch.

Ernst.

Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. Auf einmal war er herüber.

Ernst.

Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk.

Hast du nachgedacht?

Ernst.

Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimäurerei mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl; du bist, wie sie alle.

Falk.

Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst.

Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimäurern? Und du wärest einer. — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk.

Wovon sprachst du?

Ernst.

Rechtgläubige oder ketzerische Freimäurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten, ohne zu antworten.

Falk.

Meynst du? — Nun wohl, so laß uns von etwas anderm reden. Denn einmal hast du mich aus dem behaglichen Zustande des stummen Staunens gerissen. —

Ernst.

Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und sieh!

Falk.

Was denn?

Ernst.

Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit, und

doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt; und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander sogar.

Falk.

Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst.

Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft, als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammen hält und regieret.

Falk.

Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst.

Wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

Falk.

Steh auf, und laß uns gehen. Denn sie werden dich bekriechen die Ameisen; und eben fällt

auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst.

Worüber?

Falk.

Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hältst du sie?

Ernst.

Für etwas sehr Gutes.

Falk.

Unstreitig. — Aber hältst du sie für Zweck, oder für Mittel?

Ernst.

Ich verstehe dich nicht.

Falk.

Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst.

Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil

von

von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeit aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernst.

Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernst.

Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freimäurer bist?

Ernst.

Ich?

Falk.

Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst.

Aber doch sagen könnte.

Falk.

Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst.

Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freimäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk.

Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst.

Du spottest. — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staasverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk.

Nichts als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst.

Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sey sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk.

Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir; wenn die Staatsverfassung Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ernst.

Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk.

Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst.

Was ist das?

Falk.

Daß sie nicht unfehlbar sind; daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst.

Ein Beispiel! wenn dir eines einfällt.

Falk.

So sind Schifffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen; und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst.

Die nämlich Schiffbruch leiden, und ersaufen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man

weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meynst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte.

Ernst.

Ich meyne: wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk.

Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese Bessere als die Beste an: und frage das Nämliche.

Ernst.

Du scheinest mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du

die Staatsverfassungen sammt und sonders erklärest, nicht anders als mangelhaft seyn könne.

Falk.

Nicht blos.

Ernst.

Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk.

Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines.

Ernst.

Nur eines erst.

Falk.

Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deswegen alle Menschen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernst.

Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk.

Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden seyn; oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst.

Ganz gewiß!

Falk.

Nun da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinen Staaten hätte sein eigenes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst.

Wie anders?

Falk.

Diese verschiedene Interesse würden öfters in Collision kommen, so wie jetzt: und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst.

Sehr wahrscheinlich.

Falk.

Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für

ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst.

Das ist leider wahr.

Falk.

Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst.

Wenn du es so verstehst.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meynst du nicht?

Ernst.

Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen seyn.

Ernst.

Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk.

Würden sie das; so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst.

Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk.

Nur vermuthlich?

Ernst.

Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Falk.

Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst.

Ja, ja: so scheinet es.

Falk.

So ist es. — Nun siehe da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst.

Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst.

Wie so?

Falk.

Oder meynest du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder

weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben; so können sie doch nicht gleichen Antheil haben; wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet worden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst.

Das versteht sich.

Falk.

Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst.

Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders seyn.

Falk.

Das sage ich eben!

Ernst.

Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Falk.

Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst.

Wer des Feuers genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, ward er darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst.

Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch sehr passend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst.

In Absicht? . . .

Falk.

In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst.

Wie könnte das verboten seyn?

Falk.

Aber geboten kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum seyn: und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernst.

Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

Falk.

Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu seyn aufhöret.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst.

Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann, einen solchen Mann geben.

Falk.

Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernst.

Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie; wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst.

Wollte Gott;

Falk.

Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freimäurer wären?

Ernst.

Was sagst du?

Falk.

Wie, wenn es die Freimäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst.

Die Freimäurer?

Falk.

Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst.

Die Freimäurer?

Falk.

Ah! verzeih! — Ich hatte es schon wieder vergessen, daß du von den Freimäurern weiter nichts hören willst. — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimäurer, sagst du —

Falk.

Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der größern Gesellschaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst.

Du bist mir den ganzen Tag im Gedränge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Hast du mir so etwas wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst.

Du spottest meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernst.

Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk.

Falk.

Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst.

Von den Freimäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst.

Das man, wie du sagst, gar nicht verrathen kann.

Falk.

Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernst.

Aber du hast mir doch über die Freimäurer etwas gesagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernst.

O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst.

Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk.

Nachdem die Frage seyn wird.

Ernst.

Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens nur wahrscheinlich machen, daß die Freimäurer wirklich jene große und würdige Absichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimäurer machen konntest; habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freimäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle bauhedürftige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernst.

Wende dich jetzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimäurer als Leute, die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieser Begriff kann den Freimäurern wenigstens keine Schande machen. — Bleibt dabei! — Nur fasse ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freimäurer niemals ab; wenigstens nicht als Freimäurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst.

Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht seyn kann.

Falk.

Recht! Diesen entgegen — wie sagtest Du? — entgegen zu arbeiten?

Ernst.

Ja!

Falk.

Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann

nicht seyn. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weitem veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heißen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freimäurer schon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse, das haben sie gethan.

Ernst.

Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Räthsels. — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk.

Wohl! — Nun geh, und studiere jene Uebel, und lerne sie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sey versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu seyn scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freimäurer zu heißen.

Ernst.

Du legest auf dieses heißen so viel Nachdruck.

Falk.

Weil man etwas seyn kann, ohne es zu heißen.

Ernst.

Gut das! ich verstehe. — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimäurerei angeht —

Falk.

Du kennest sie?

Ernst.

Hast du mir sie nicht selbst genannt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten: nur einige von den unstreitigsten, weit umfassendsten. — Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchten, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig sind!

Ernst.

So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stücken, daß die Freimäurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnest nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was

ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage thust?

Ernst.

Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk.

Das verspreche ich dir.

Ernst.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk.

Meinen Scharfsinn?

Ernst.

Ich fürchte, du verkaufst mir deine Spekulation für Thatsache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernst.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennest, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betrügt; wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leihet und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk.

Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernst.

Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freimäurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen nothwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen.

Falk.

Und zwar ohne Nachtheil dieses Staats, und dieser Staaten.

Ernst.

Desto besser! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu seyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten, oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest du sogar in deiner Spekulation ausgegangen seyn; gesetzt, daß dein System nur Hypothese wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äußert sich noch. — Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freimäurer zu Gemüthe führe.

Ernst.

Und welches?

Falk.

Aus welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernst.

Das ist?

Falk.

Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernst.

Wahrhaftig!

Falk.

Freilich scheint dieses Grundgesetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits voraus zu setzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernst.

O ja!

Falk.

Und warum sollten die Freimäurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil seiner geheimen Absichten

ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er sieht.

Ernst.

Warum nicht?

Falk.

Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernst.

Warum nicht?

Falk.

Ernst! — Hörst du mich? — Du antwortest im Traume, glaub ich.

Ernst.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf diese Nacht. Morgen, mit dem frühesten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum so bald?

Ernst.

Du kennst mich, und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk.

Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst.

So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: — Ernst gieng, und ward Freimäurer. Was er fürs erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freimäurer.

Fortsetzung.

1780.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfasser der ersten drei Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuscripte, zum Drucke fertig liegen, als derselbe höhern Ort's einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne seine Erlaubniß, Abschriften davon

genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß das Manuscript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freiheit hinlänglich entschuldiget; so läßt sich nichts weiter zur Vertheidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer ist.

Uebrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft, einige Namen, welche ganz ausgeschrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Gespräch.

Falk.

Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längst beschlossen.

Ernst.

Und befindest Dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk.

Was ist das? Man hat mir ein: „ich freue mich" ärgerlich ausgesprochen.

Ernst.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über Dich bin.

Falk.

Ueber mich?

Ernst.

Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet. — Sieh her! — Gieb mir Deine Hand! —

Was sagst Du? — Du zuckst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernst.

Es kann seyn, ohne daß Du es gewollt hast.

Falk.

Und soll doch Schuld haben.

Ernst.

Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen? Und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in dürre Wüsten führt?

Falk.

Nun, nun! der Schade kann doch so groß nicht seyn. — Dazu sehe ich ja, daß Du schon bei den Gräbern unserer Vorfahren gearbeitet hast.

Ernst.

Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernst.

Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, sehe ich wohl, werden sich Andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können.

Falk.

Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beißen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche ist?

Ernst.

Du kennst sie also doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernst.

Um so mehr, was konnte Dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund Du nur allzu wohl wußtest?

Falk.

Dein Verdruß macht Dich sehr ungerecht. — Ich sollte mit Dir von der Freimaurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sey, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie schädlich. —

Ernst.

Das mag wohl seyn.

Falk.

Ich sollte Dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

Ernst.

Vielmehr erinnere ich mich dessen. — Aber Du weißt ja wohl, wenn meine Phantasie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe Dir nichts vor, als daß Du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. —

Falk.

Die Du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden. — Und warum sagtest Du mir nicht ein Wort von Deinem Vorsatze?

Ernst.

Würdest Du mir davon abgerathen haben?

Falk.

Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwatzen? Ich mache Dir kein Kompliment; Du warst schon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit Dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen Alle betreten.

Ernst.

Es sollte mich auch nicht reuen ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen, und wieder Vertröstungen, und nichts als Vertröstungen!

Falk.

Falk.

Wenn man Dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man Dich denn?

Ernst.

Du weißt ja wohl, auf die schottische Mauterei, auf die schottischen Ritter.

Falk.

Nun ja, ganz recht. — Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten?

Ernst.

Wer das wüßte!

Falk.

Und Deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens wissen denn die auch nichts?

Ernst.

O die! die wissen so viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geister beschwören, der Dritte will die * * * wieder herstellen. — Du lächelst — Und lächelst nur? —

Falk.

Wie kann ich anders?

Ernst.

Unwillen bezeugen über solche Queerköpfe!

Falk.

Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder versöhnte.

Ernst.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen diesen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst.

Auch aus der Goldmacherei?

Falk.

Auch aus der Goldmacherei. Ob sich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleich viel. Aber ich bin sehr versichert daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freimaurerei es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste der beste, dem der Stein der Weisen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer. — Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeynten Goldmachern trägt.

Ernst.

Und die Geisterbeschwörer?

Falk.

Von ihnen gilt ungefähr das nämliche. — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören, als eines Freimaurers.

Ernst.

Wie ernsthaft Du solche Dinge sagen kannst! —

Falk.

Bei allem was heilig ist! nicht ernsthafter als sie sind.

Ernst.

Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen * * *, wenn Gott will?

Falk.

Vollends die!

Ernst.

Siehst Du! Von denen weißt Du nichts zu sagen. Denn * * * waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freilich besser sagen, wie die Freimaurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk.

Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst.

Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist: Nun! Entweder diese * * * would be —

Falk.

Ernst! Eh Du noch eine Spötterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — eben diese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

Ernst.

Ich muß das so mit anhören. Denn Dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernst.

Wie verstehst Du das?

Falk.

Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich Dir schon gesagt habe, ist das, was der Freimaurer nicht über seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich wohl sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten in gewissen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verschwieg.

Ernst.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich diese Verwandtschaft unter * * * und Freimaurern. Es kann wohl seyn, daß es einmal nöthig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen. — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt be-

stimmen, in welchem die * * * die Freimaurerei ihrer Zeit waren.

Ernst.

Darf ich ihn wissen, diesen Punkt?

Falk.

Lies die Geschichte der * * * mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirst Du ihn gewiß errathen, und eben das war die Ursache, warum Du kein Freimaurer hättest werden müssen.

Ernst.

Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errathe, willst Du mir gestehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk.

Du wirst zugleich finden, daß Du dieses Geständniß nicht brauchst. — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den * * * schwanger gehen, diesen rechten Punkt; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was sie thun, Segen zu allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat sie blos der Freimaurer der im * * * arbeitet, auf die * * * gebracht; haben sie sich nur in das . . . auf dem . . . . vergafft; möchten sie gern einträgliche . . . fette Pfründen sich und ihren Freunden zutheilen können: — Nun so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernst.

Sieh! Du kannst doch noch warm und bitter werden.

Falk.

Leider! — Ich danke Dir für Deine Bemerkung, und bin nun wieder, wie Eis.

Ernst.

Und was meynst Du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk.

Ich fürchte der letztere. — Möcht' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erste wäre; wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die *** wieder herzustellen! — Jener große Punkt, in welchem die *** Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorschubs. — Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen diese Frage? Und wider wen? Hast Du mir denn gesagt — hast Du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geister-Bannern, ***, sich andere, als die Neulinge des Ordens schleppen? — Aber Kinder werden Männer. — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden.

Ernst.

Im Grunde, mein Freund! sind es auch nicht diese Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne

zu vermuthen, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen seyn könnte, sahe ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das: daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre, als diese Kindereien, daß von dem, dessen Erwartung Du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen.

Falk.

Du meynst —

Ernst.

Jene Gleichheit, die Du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, mit der Hoffnung, sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modifikationen hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu versündigen —

Falk.

Nun?

Ernst.

Sie wäre noch, wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und sich melden! „Ja" heißt es, „ein Jude? Christ „wenigstens muß freilich der Freimaurer seyn." Es ist nun gleichviel was für ein

Christ. „Ohne Unterschied der Religion, heißt „nur, ohne Unterschied der drei im heiligen römi„schen Reiche öffentlich geduldeten Religionen" — Meynst du auch so?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernst.

Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachse) laß ihn kommen, und sich melden! „Ja" heißt es, „ein Schuster!" freilich ein Schuster. — Laß einen treulich erfahrnen Dienstboten kommen und sich melden. — „Ja" heißt es „dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem „Rocke nicht selbst wählen. — Wir sind unter uns „so gute Gesellschaft" —

Falk.

Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst.

Ey nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herren, Offiziere, Räthe von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That sind doch alle nur von einem Stande, und der ist leider — — —

Falk.

Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch seyn müssen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelassen werden, und von der Freimaurerei ausgeschlossen seyn, sind doch zwei verschiedene Dinge.

Ernst.

Wie so?

Falk.

Weil Loge sich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. — Und so auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernst.

Was?

Falk.

Kurz! Das Logenwesen, so wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Ein Kasse haben; Kapitale machen; diese Kapitale belegen; sie auf den besten Pfennig zu benutzen suchen; sich ankaufen wollen; von Königen und

Fürsten sich Privilegien geben lassen; das Ansehen und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind, als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeihet haben!

Ernst.

Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wohl unter den Personen, die seine Gesetze machen, oder Handhaben, selbst schon zu viel Freimaurer. —

Falk.

Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkst Du, wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Gerathen sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu seyn, was sie seyn wollen? — Ich weiß nicht, ob Du mich ganz verstehest —

Ernst.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben der Weg seyn, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernst.

Schema der Freimaurerei? Was nennst Du so? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimaurer Freimaurerei gespielt?

Ernst.

Was ist nun das? Die Freimaurer nicht Freimaurerei gespielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meynst Du denn, daß das, was die Freimaurerei ist, immer Freimaurerei geheißen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl, denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk.

Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Gespräch.

Ernst.

Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest Du denn nicht, oder wolltest Du denn nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er, wie er will! — ein Freimaurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was Dir wohl nicht so aufgefallen — Er ist von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernst.

Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge ist; daß da endlich die Freimaurerei ihr Reich mit gewaffneter Hand gründet.

Ernst.

Giebt es auch solche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernst.

Und woraus nimmst Du diesen Wurm ihm ab?

Falk.

Aus einem Zuge, der Dir auch schon einmal kenntlich werden wird.

Ernst.

Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar so betrogen hätte! —

Falk.

Sey ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können. — Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken muß; das ist der Freimaurer Sache nicht.

Ernst.

Das denke ich auch. — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk.

Vortrefflich! — Nun frage, was Du willst! Ich muß Dir antworten.

Ernst.

So wird meines Fragens kein Ende seyn.

Falk.

Nur kannst Du den Anfang nicht finden.

Ernst.

Verstand ich Dich, oder verstand ich Dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprichst Du Dir, oder widersprichst Du Dir nicht? — Denn allerdings, als Du mir einmal sagtest: Die Freimaurerei sey immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen, sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschreibe.

Falk.

Wenn es mit beiden einerlei Bewandniß hätte! — Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei eben so alt, als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders als mit einander entstehen. — Wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimaurerei ist; denn die Flamme im Brennpunkte ist auch Ausfluß der Sonne.

Ernst.

Auch mir schimmert das so vor. —

Falk.

Es sey aber Mutter und Tochter, oder Schwester und Schwester; ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewirkt. Wo sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller

Orten auch die Freimaurerei, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst.

Zu verstehen: die Freimaurerei!

Falk.

Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten; sondern auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister.

Ernst.

Und wer unterfängt sich denen zu gebieten!

Falk.

Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen; denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen sich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst Du glauben, daß der Name Freimaurerei älter seyn werde, als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernst.

Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

Falk.

Das bleibt Deiner eigenen Nachforschung überlassen. — Genug, wenn ich Dir sage, daß der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunders nie gehört worden. Er kömmt zuverlässig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen ältern Urkunde zeigen will.

Ernst.

Das heißt: den deutschen Namen.

Falk.

Nein, nein! auch das ursprüngliche Free-Mason, so wie alle darnach gemodelte Uebersetzungen, in welcher Sprache es auch seyn mag.

Ernst.

Nicht doch! — Besinne Dich. — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk.

In keinem.

Ernst.

Gleichwohl habe ich selbst —

Falk.

So? — Ist auch Dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst.

Ernst.

Aber doch die Stelle in —

Falk.

In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernst.

Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk.

Staub!

Ernst.

Und die großen Privilegia, die Karl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk.

Staub!

Ernst.

Und Locke?

Falk.

Und was für ein Locke?

Ernst.

Der Philosoph. — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund seyn;

den kenne ich nicht. — Aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernst.

Nimmermehr!

Falk.

Weißt Du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für unterschobene Urkunden?

Ernst.

Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk.

Warum nicht? der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entstehen, widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung Statt findet. — Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publiko ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre: „würde man denn „so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn es „nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaub„würdigen Männern damals nicht widersprochen, „und Ihr wollt Ihnen jetzt widersprechen?“

Ernst.

O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?

Falk.

Andersons kahle Rhapsodie, in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal, und für damals mochte das gut seyn. — Dazu war die Gaukelei so handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet; daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt; daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die pillory steht —

Ernst.

Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortspiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens sich von Alters her unter dem homonymen Handwerks vornehmlich erhalten hätte?

Falk.

Wenn es wahr wäre?

Ernst.

Und muß es nicht wahr seyn? — Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole eben dieses Handwerks zu entlehnen? Eben dieses? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage ist allerdings verfänglich.

Ernst.

Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben?

Falk.

Und hat sie.

Ernst.

Und hat sie? Und hat eine andere Ursache, als jene vermeynte?

Falk.

Eine ganz andere.

Ernst.

Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk.

Wenn Du mir schon eher eine ganz andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde Dir das Rathen nun nicht schwer fallen.

Ernst.

Eine andere Frage, die Du längst hättest erwarten müssen? —

Falk.

Denn, wenn ich Dir sagte, daß das, was Freimaurerei ist, nicht immer Freimaurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst.

Als zu fragen, wie es sonst geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk.

Wie die Freimaurerei geheißen, ehe sie Freimaurerei hieß, fragst Du? — Massoney. —

Ernst.

Nun ja freilich! Masonry auf Englisch. —

Falk.

Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, sondern von Mæse, der Tisch, die Tafel.

Ernst.

Mase, der Tisch? in welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelsachsen; doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherlei Abstammungen üblich sind, oder doch unlängst üblich waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenosse. Selbst Masoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.

Ernst.

Ich weiß weder von seiner guten, noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unserer Vorfahren weißt Du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu über-

legen? — Mase also der Tisch, und Masoney eine geschlossene Tischgesellschaft. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande Agrikola das Wort Masoney braucht, kannst Du leicht abnehmen.

Ernst.

Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald besser gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Masoneien zum Theil so ausarteten, und in der guten Meynung des Publikums so herabkamen, standen sie in desto größerem Ansehen. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masoney hatte. Die alten Lieder- und Geschichtsbücher sind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Pallästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich Dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masoney war, von der sie insgesammt abstammen?

Ernst.

Der runden Tafel? das steigt in ein sehr fabelhaftes Alterthum hinauf. —

Falk.

Die Geschichte des Königs Arthur sey so

fabelhaft als sie will; die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst.

Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen seyn.

Falk.

Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach. — Arthur, oder sein Vater, hatte sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masoney vermuthen läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitten nach England herüberbrachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft, kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst.

Hiermit meynest Du? —

Falk.

Alles was ich Dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präcision sage, mache ich mich anheischig, das nächstemal, daß ich mich mit Dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

Ernst.

Wo bleibst Du?

Falk.

Die Maſoney also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Maſe-Thonns unter ihnen waren: allem Ansehen nach die Edlen der Maſoney, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beiblieb, und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüthe zeigte. Besonders waren die Maſoneyen der * * * im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine * * * Maſoney war es, die sich, bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte. — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln. Aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viel Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit, diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst.

Und was hindert diese Tradition, endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an. — Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, Dir und Allen,

welche sich mit Dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernst.

Nun denn! — Ich bin in der äußersten Erwartung.

Falk.

Jene * * * Masoney also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernst.

Christoph Wren —

Falk.

Und Du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt. —

Ernst.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeister der St. Paulskirche, in deren Nähe sich eine uralte Masoney, von undenklichen Jahren her, versammelte, war ein Mitglied dieser Masoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfter besuchte.

Ernst.

Ich fange an, ein Mißverständniß zu wittern.

Falk.

Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Masoney war bei dem englischen Volke vergessen, verloren. — Eine Masony, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders seyn, als eine Masonry, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernst.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen Kirche interessirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich jeder, der einige Kenntnisse von Baukunst zu haben vermeynte, um Zutritt zu der vermeynten Masonry — und bewarb sich vergebens. Endlich — Du kennst Christoph Wren, nicht blos dem Namen nach, Du weißt, welch ein erfindsamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche spekulativische Wahrheiten gemeinnütziger, und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm

das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. „Dort, „dachte er, würde untersucht, was unter dem Wahren, brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Masoney exoterisch machte? Wie, wenn „ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, „unter die Hieroglyphen und Symbole desselben „Handwerks versteckte, und was man jetzt unter „dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-„Masonry erweiterte, an welcher mehrere Theil „nehmen könnten?" — So dachte Wien, und die Freimaurerei ward — Ernst! Wie ist Dir?

Ernst.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht Dir nun einiges Licht auf?

Ernst.

Einiges? Zu viel auf einmal.

Falk.

Begreifst Du nun —

Ernst.

Ich bitte Dich Freund, nichts mehr! — Aber hast Du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünschst Du mich da?

Ernst.

Wünsche? — nachdem Du mir versprochen —.

Falk.

So hab ich der Verrichtungen daselbst genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — Unter meinen Büchern sollst Du sehen und greifen — Die Sonne geht unter, Du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst.

Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

IV.

Beiträge

zur

Kenntniß der deutschen Sprache.

1.

Wörterbuch

über

Friedrichs von Logau Sinngedichte.

1759.

Vorbericht

von der Sprache des Logau.

Die Sprache unsers Dichters ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wenn Tscherningen hierin die erste Stelle nach Opitz gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tschernings unserm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er blos Lachen zu erregen sucht.

Der Sprachenmengerei, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war, *) und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet, **) machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er

---

*) Sinngedicht 257 und 498.

**) Sinngedicht 257.

Die Musen wirkten zwar, durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte Deutsch, und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

mit keinem lateinischen und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten. *) Er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. So nennt er z. E.

Nomen adjectivum et substantivum das zusetzliche und eigenständige Wort. **)

Accentus, Beilaut. ***)

Inventarium, Fundregister ꝛc. ****)

---

*) Sinngedicht 1594.

Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann ꝛc.

**) In der Ueberschrift des 488sten Sinngedichts.

***) In der Vorrede zu dem ersten Tausend seiner Sinngedichte, wo er sagt, daß er sich bei prosaischem Gebrauche der unbestimmten einsylbichten Wörter, nach dem Beilaute, so wie dieser im Reden und Lesen jedesmal falle, gerichtet habe. Desgleichen Sinngedicht 1526.

Deutscher Reimkunst meistes Werk, steht im Beilaut, oder Schalle;
Ob der Sylben Ausspruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.

****) Sinngedicht 2363.

Cynthia will ihren Mann, wenn sie stirbt, der Chloris geben;

Doch war er auch kein übertriebener Puriſt, er ſpottet über die zu weit gehenden Neuerungen des Zeſen, *) ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerkſamkeit, zu erkennen, wie ſehr die Sprache unſerer neueſten und beſten Schriftſteller, von dieſer alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterſchieden iſt. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erſtern aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, nachdem dieſe oder jene eines jeden Lieblingsſprache iſt, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; ſo haben ſie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten laſſen.

Und auf dieſe veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unſer Augenmerk vornehmlich richten

---

Chloris will die Erbſchaft nicht weiter und zuvor erheben,
Bis ein Fundregiſter da, (Seht mir an den klugen Rath!)
Bis zuvor ſie ſey gewiß, was für Kraft die Erbſchaft hat.

Mehrere glücklich überſetzte Kunſtwörter wird man in dem Wörterbuche ſelbſt antreffen.

*) Sinngedicht 1747.

richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen; und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen denselben nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser, durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist.

Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provinzialsprache des Dichters gerichtet. Die Schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit, vor allen andern Mundarten, würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Von diesen Vortheilen, so fern wir dergleichen bei unserm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche selbst keine füglich Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geschlechtswörter weg. Z. E.

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen. *)

Er thut dieses 1) bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abstracta ausdrücken, und gewissermaßen zu Geschlechtsnamen werden; allwo es zu einer besondern Schönheit wird:

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber. **)

Hier werden der Neid und das Verhängniß durch die Weglassung des Artikels zu Personen gemacht, welches weit stärker und poetischer ist, als wenn es hieße: Der Neid hat scheel gesehen; Das Verhängniß ließ geschehen. Eben so auch (IV. 11.)

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Wesen.

2) Thut er es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbestimmte Artikel ein, eine zu-

*) (IV. 51.)

**) (VI. 36.)

kömmt, den man in der vielfachen Zahl ohnedem schon wegzulassen genöthigt ist. Z. E. (VII. 71.)

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt
mehr ausgestanden?

Nicht die Stadt, eine gewisse Stadt, sondern unbestimmt: Städte. Ferner (X. 87.)

Gieb mir geneigten Blick,

anstatt: einen geneigten Blick, oder, geneigte Blicke. Man sehe, welche gute Wirkung dieses in den Kriegsliedern des Preußischen Grenadiers hervorbringt.

„Wie kriegrische Trompete laut
„Erschalle, mein Gesang!

anstatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum singet herrlichen Gesang ꝛc.

anstatt: einen herrlichen Gesang, oder, herrliche Gesänge.

„Er faßte weisen Schluß,

anstatt: er faßte einen weisen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beiwörter nicht allein in dem ungewissen, sondern auch in dem männlichen Geschlechte weg. Er sagt: „ein groß Ver-

Wollt' ihn nicht; sie freit ihn aber, seiner dadurch los zu werden. *)

für: sie wollt' ihn nicht.

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln;
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen; **)

für: sie wollten keine Zeit vermissen.

V.

Logau trennet von den zusammengesetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir sie nicht zu trennen pflegen, und setzet zwischen beide irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaas bequemer zu machen. Wenn wir uns dieser Freiheit nicht mehr bedienen, so werden wir wenigstens Ursache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

Ey, ich wills ihm ein noch treiben; dieses Ding muß seyn gerochen; ***)

für: ich wills ihm noch eintreiben.

---

*) (VI. 80.)

**) (VI. 36.)

***) Sinngedicht 1041.

Neid und Geiz sind solche Brillen, welche dem,
der auf sie stellt, *)

für: der sie aufstellt ꝛc. Jetzt müssen wir uns durch die Umkehrung helfen: er stellt es auf; er trieb es ein; und in der unbestimmten Weise durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzustellen; und in zwei vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgestellt. Alles gute Mittel; die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitschweifigkeit gebrauchen können.

VI.

Logau setzet die Endsylbe ley, die wir jetzt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch, (wie man es nun nennen will,) ein Nebenwort, oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl
werden,
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf
Erden ꝛc. **)

*) Sinngedicht 1317.

**) Sinngedicht 779.

Wie weitschweifig müssen wir jetzt dafür sagen: „denn eine Geburt, wie seine war ꝛc.“

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden
Sind dieserlei Titel Besitzer sie worden. *)

Dieserlei, sagt hier nicht so viel, als dieser; es scheinet auch nicht so viel zu sagen, als dergleichen, sondern es begreift beides: Dieser und dergleichen Titel. Ueberdem da wir dieses lei bei den uneigentlichen Fürwörtern sehr wohl leiden; denn wir sagen ohne Tadel mancherlei, solcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können? Die Schlesische Mundart kömmt hier mit der Schweizerischen überein, welches man aus folgender Stelle, die Frisch aus Geilers von Kayserberg Postille anführet, ersehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieser Fürwörter in lei vortrefflich. „Ein Sun ist nit anders, dann ein „Ding, das da lebet von einem lebendigen seiner„lei. Ich hätte einen Sun, der wäre mei„nerlei, ejusdem speciei. Ich kann die Spe„cies nicht baß teutschen. Würme, die du in dir „hast, sind nicht deinerlei.“

*) Sinngedicht 1586.

VII.

Logau konstruirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es ist zu nennen gut,
Kann man zehen böser Stücke,
Rechnen ab, und ziehn zurücke. *)

Nicht: zehn böse Stücke. Man wird sich dieser Zeugendung sehr wohl bedienen können, so oft das Hauptwort mit einem Selbstlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

VIII.

Logau läßt von sehr vielen Wörtern die Anfangssylbe ge weg, wodurch sie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er sagt z. E.

Die weitgereiste Würze — **)

wofür wir Gewürze sagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erste Art, besonders im höhern Styl, beibehalten.

Gott sey Dank für meinen Schmack ꝛc. ***)

---

*) Sinngedicht 2470.

**) Sinngedicht 403.

***) Sinngedicht 1725.

für Geschmack; desgleichen auch Ruch für Geruch. *)

Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc. **)

für genießen. So auch Hirn für Gehirn, (welches noch üblich ist) linde für gelinde, Sang für Gesang, ***) bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangssylbe be verfährt er oft auf gleiche Weise. Z. E. sonders für besonders:

Ein sonders Lob ist dieß, daß einer Lobens werth ꝛc. ****)

müht für bemüht, *****) hausen für behausen, mir liebet für mir beliebet ꝛc.

Und so viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialsprache unsers Dichters; einzelne wird man in dem nachstehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl sehen, daß unsere Absicht weder hier noch dort gewesen ist, alle Eigenthümlichkeiten der Schlesischen Mundart damit zu erschöpfen. Sie kommen bei unserm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie schon gedacht, nur diejenigen ausgesucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unsere heutigen Schriftsteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

---

*) Sinngedicht 1727 und 1148. **) (II. 78.)
) (IV. 101.) *) (III. 50.) *****) (XI. 130.)

A.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinng. 13.

Kinder — — —
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter schönes Kinn
Lieblich werden abegleichen.

Ablangsrund, wofür wir jetzt länglich rund, oval sagen. Sinng. 2410. wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie sie damals geglaubt wurde:

Ist der Erdkreis, wie man meynt, ablangsrund, als wie ein Ey ꝛc.

Allengefallenheit ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Bestreben allen zu ge-

fallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit anstatt in alten Zeiten, vor Alters. (V. 102.)

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Ueber schwere Dienstbarkeit.

Flemming sagt:

„Die Freude mitte nehmen
„So sich giebet dieser Zeit ꝛc.

Nach eben der Art sagen wir noch: stehendes Fußes, gerades Weges ꝛc.

Angehen, einen; in dem eigentlichsten Verstande, für anfallen. Sinnged. 725.

Er steht viel fester noch als feste Zedern stehn,
Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Frost, Hitze wird angehn.

Angesichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte setzen müssen, zu prosaisch dünkte. Sinng. 176.

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angesichts,
Wann Gott gebeut, zerstäubt — —

Angler für Engländer. Sinng. 2512. Man hat geglaubt, das Wort Englisch sey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländisch verwandeln wollen: Anglisch aber, oder wie wir es nunmehr aussprechen, Englisch, kömmt von unserm alten Worte Angler eben so natürlich her, als Französisch von Franzose, Holländisch von Holländer, Italienisch von Italiener u. s. w. Im Fall der Zweideutigkeit könnte man es freilich wohl in Engländisch verwandeln, wie man die Franzosen aus eben der Ursache zuweilen in die Französische Nation zu verwandeln pflegt.

Ansprengen einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen ist. Sinng. 2790.

Eisen schützet zwar den Mann,
Wenn Gewalt ihn sprenget an ꝛc.

Anstand, Waffenanstand; beides ist unserm Dichter so viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht bessere Waffenstillestand (XIII. 4.) In der Metapher wenigstens wird Anstand sich weit schicklicher sagen lassen, als Waffenstillestand. Z. E.

Anstand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit seyn,

Aber Friede will sie nie mit ihm gehen ein. Für Aufschub ist es noch überall

in den Redensarten ohne Anstand, Anstand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieses Wort mit Unrecht untergehen lassen, denn wir haben kein anderes an seiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden gesagt werden; und die Curirung, die Gesundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit also, in so ferne sie das Werk des Arztes ist, wie soll man sie besser nennen, als Arzung? Erste Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunstwort der Klopffechter, worunter sie alle die Ceremonien und Fechterstreiche verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen, um das 2624ste Sinngedicht unsers Logau über die Gicht zu verstehen:

Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
Ist sie fechtrisch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen; den man eigentlich nur von unnöthigen, pralerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sey nach dem Lateinischen extollere (laudibus) gemacht worden, (gleichwie man erheben, für loben, wirklich darnach gemacht hat,) so hat man hernach den

Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Prahlerei überhaupt damit verbunden.

Augst für Augusst. Zweite Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsschwänzer sagt:

— — — Spricht wo sein großer Mann:
Mir ist gewaltig warm; so trocknet er die Stirne,
Eröffnet sein Gewand, entdecket sein Gehirne;
Obschon für grimmen Frost des Daches Nagel springt.
Spricht jener: Mir ist kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus seiner Haut, so wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Augst sein Kleid mit Füchsen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod; weil er allen Unterschied unter den Menschen aufhebt. Sinnged. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinng. 1721.

— — ist an Ehr und Namen baar.

2. für barfuß, unbeschlagen. Sinng. 1513.

Pohlsche Pferde gehen baar, pohlsche Leute gehn beschlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieses Wort durchgängig weiblichen Geschlechts. Sinng. 1267.

Der Zorn ist eine volle Bach.

Auch Opitz, Tscherning, Flemming sagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man sehe, wie Logau Sinng. 975. die verschiedenen Benennungen solcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk sind gleichwohl Hurenkinder!
Bey Bauern heißt man sie zwar so nichts desto minder;
Bei Bürgern besser noch, Bankart; und im Geschlechte
Der Edeln, Bastarte; und Beischlag, auch Unächte
Bei Fürst und Königen.

Allein es ist falsch, daß sonst kein Unterschied unter diesen Wörtern seyn sollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegen gesetzt wird, erzeugt worden. Bastart aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit geringerem Stande, als der Vater, gewesen sey; ja, dieser Nebenbegriff ist bei den mittlern Schriftstellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabei zugleich auf eine unehliche Geburt sollte gesehen werden. Beischlag klingt ziemlich nach der Stutterei. Unächte Kinder glaubt man jetzt

weit

weit feiner natürliche Kinder nennen zu können; welche Benennung nach Logaus Zeiten, aus der französischen in die deutsche Sprache gekommen ist. In dem so genannten Heldenbuche kommt ein altes Wort vor, welches hieher gehört, und der Wiedereinführung vollkommen würdig ist: Kebskind. (Auf dem 49sten Blatte der Ausgabe von 1560.)

„Sie sagten seltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und Erbarmung unterscheidet Logau in der Aufschrift des 23sten Sinngedichts im V. Buche. Erbarmung ist ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bei der Pein eines andern empfinden; Barmherzigkeit aber ist ihm weit mehr; nämlich die thätige Bemühung, eines anderen Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft, Sinng. 507. wofür wir jetzt Lebensnothdurft sagen.

Befahren, sich: für befürchten. Sinng. 38. ist noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hiervon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren; anstatt, die Besorgnisse meiner Seele. Ueberhaupt findet man in den Schriften dieses Dichters und seiner übrigen Landsleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter, von gutem altem Schrot und

Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind, und sich in der Schweiz am längsten erhalten haben.

Begünsten. Sinng. 2477. wofür wir jetzt etwas wohlklingender begünstigen sagen.

Belieb, das. Sinng. 545.

Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben ꝛc.

Belieben (I. 71.) scheint unserm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verstärken. Eben so sagt er (IX. 104.) beherzen und beküssen. Auch finden wir dieses Wort mit belachen verbunden; belieben und belachen.

Be moll übersetzt Logau: Das linde Be. Sinng. 1366. Ein Kunstwort, welches eingeführt zu werden verdient, weil wir uns sonst mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit. (XI. 25.) An einem andern Orte finden wir das Lustbequemen.

Bescheinen etwas, ihm einen Schein, einen Anstrich geben. Zweite Zugabe 72.

Wenn böse Weiber ihre Tücke woll'n bescheinen,
So wissen sie kein bessers Mittel, als das Weinen.

Besinnen, dieses Zeitwort, welches sonst nur ein Reciprocum ist, braucht Logau als ein

bloßes Activum; da ihm denn etwas besinnen so viel ist, als seinen Scharfsinn an etwas zeigen, worauf sinnen und es durch das Sinnen herausbringen, excogitare. Anhang 254.

O Lieber, wie viel ists, das ich pflag zu besinnen?
Geh, zähle mir die Stern und menschliches Beginnen!

An diesem Orte heißt es ihm so viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieses Wort in eben dieser thätigen Bedeutung auch beym Flemming:

„Die Gesellschaft sprach ihm zu:
„Damon, was besinnest du?

Besitzen, sich worauf setzen. (VII. 74.)

Redlich will ich lieber schwitzen,
Als die Heuchlerbank besitzen.

Besonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbesonnenheit. Anh. 174.

Bestand, der; für Beständigkeit. (III. 88.) und Sinng. 211.

— Hoffnung kriegt die Kron,
Und Bestand den rechten Lohn.

Bestehen; 1. Als ein Neutrum, für stehen bleiben, stecken bleiben. Sinng. 946.

— — — im Rücken
Bestund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Activum. Etwas bestehen heißt alsdann so viel als einem Dinge Stand halten, es ausstehen. Im Heldenbuche lesen wir es sehr oft; und auch in der Geschichte des Ritters Don Quixotte von Mancha kömmt der Ausdruck ein Abentheuer bestehen, häufig vor. Logau sagt: (XIII. 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und bestünden noch einmal
Was bisher uns dreyßig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?

Und Opitz:

„Sie wissen allen Fall des Lebens zu bestehen.

Bestillen, für stillen; das Be verstärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerket haben. Sinng. 2135.

Durst und Hunger sind die Mahner, die man nimmer kann bestillen;
Morgen kommen sie doch wieder, kann man sie gleich heute füllen.

Beyschub, Hülfe, Vorschub. (XI. 112.)

Ptochus rufet seinen Freund in der Noth um Beischub an ꝛc.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort muthwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein dein

Sünde groß ꝛc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logaus in dieser Absicht anführen. (III. 37.)

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

Biedermann ist zum Theil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Composita; als Biederweib (V. 6.)

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schandsack in der Haut
Ist manche —

desgleichen Bieberherz, (V. 20.) Biederwesen, Sinnged. 761. Biedersinnen, Sinnged. 2110.

Werther Freund, du lieber Alter, alt von alten Biedersinnen.
Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre?

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des von Riedenburg (Bo-

ner) finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erste Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beiwort, so viel als verbindlich, verbunden: Sinng. 2448. einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, so viel als stricte: (III. 9.) sich bindlich wozu erklären.

Blassen; pallere, pallescere, als ein Activum. (XIII. 10.)

— — — röthen
Was Todtenasche blasset.

2. Als ein Neutrum (IX. 76.)

Der ist nicht alleine bleich,
Wer nicht satt ist und nicht reich;
Großes Gut und stetes Prassen
Macht vielmehr die Leute blassen.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365.

— —. Du achtest Gott so klein,
Und kannst doch ohne Gott nicht einen Blick
nur seyn.

Blicklich, als ein Nebenwort; für, alle Augenblicke. Anh. 138.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming;

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin müßt geben?

Blitzlich, geschwinde wie der Blitz. Sinnged. 1131.

Mensch, vertraue keinen Stunden, weil sie nimmer stille stunden;
Du läufst mit, und hast dich blitzlich deinem End entgegen funden.

Blößlich für bloß. Sinng. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccae, Hosen, (Plattd. Brooke.) Sinng. 1573.

Trotzt mancher noch so hoch,
So trifft er endlich doch
Für seine Füße Schuch,
Für seinen Sitzer Bruch.

Brunst. Sinng. 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunst.

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Thiere zur Vermischung anzuzeigen; derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist; und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Vermischung wieder abzuschaffen.

Brunst heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas Uebels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst ꝛc. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunst sagt man nicht „wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie „einige Jäger thun; sondern besser Brunst.“ Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht, weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunst noch Brunst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. Döbels erfahrnen Jäger.

Brunst; anstatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunst, Sinng. 91. hat zur Ueberschrift; die letzte Brunst der Welt, und heißt:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul.
Will sie Gott zu Stande bringen,
Muß er sie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Diese Welt erfodert Glut.

Und Opitz sagt:

„— — so viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter,
keine Brunst
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. betriegen, Unterschleif machen. (X. 34.)

Wer im Geringen bübelt ꝛc.

2. wollüstig scherzen; wovon sich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet. (VI. 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln.

Buhlen. Von diesem Zeitworte macht Logau die leidende Weise: gebuhlt werden. Sinng. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder **Bütner** für Böttcher. Sinng. 1530. das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutsch: eine Bütte.

C.

Cärl; so schreibt Logau, wofür wir jetzt Kerl schreiben. Sinng. 672. Das ä hätten wir billig beybehalten sollen, weil das alte gothische Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für, von dannen. Z. E. Sinng. 895.

Alle Flüsse gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

Dannan schied er mit Bitterkeit. —
Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieses Wort in der alten Bedeutung, für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII. 10.)

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unsern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen sinken nieder.

Diese Bedeutung war also zu seiner Zeit noch bekannt. Bei viel spätern Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ohngefähr dreißig Jahr darauf mußte sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutschen Akademie zweiten Haupttheils, erste Abth. S. 42.)

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau, dem ersten Ansehen nach, in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anh. 228.

In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren,
Ist hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewehren,
Damit sind ihre Köpfe mit nichten zu beschweren.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich, und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden. Der Spate in seinem Sprachsatze sagt sehr wohl: Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam et helluntionem transferri coepit.

Denken. Logau macht hievon ein unpersönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinng. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bei meinen jungen Jahren.

Wir erinnern, im Vorbeigehen, daß man einen Unterschied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterschied ist schon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die; für Diebstahl. Sinngeb. 2808.

— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der; für Drangsal. Sinng. 2835.

Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.

Einem allen Drang anthun, sagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir jetzt Druiden sagen. Man sehe die oben unter Degen angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das Englische double-dealer sehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unserm jetzigen Dialekte, in Doppelmann verwandelte. Sinnged. 1103.

Die sich ließen schreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie stund.

Er scheint es in dem 1226sten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch
hat duples Herze:
Denn er führet duple Sinnen; sagt im Ernste,
meynt im Scherze.

Jetzt sagen wir dafür Zweizüngler, Doppelzüngler.

Durchschnitt. Mit diesem Worte hat schon unser Logau das undeutsche Profil über-

setzt; und zwar eben da, wo wir es selten oder gar nicht brauchen. Denn wir sagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Gesichte, welches der Maler blos von der Seite genommen hat. Erste Zugabe 183.

Große Herren, wenn sie blind, daß sie Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem Durchschnitt sie, oder schlafend sie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; so viel als scharf, beißend. Unser Dichter sagt Sinng. 1534. eifere Lauge. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nämlich des Wortes Eifer, zelus, ist ohne Zweifel an dem Untergange dieses Beiwortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinng. 777.

Mit Verlust des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
Eignet nicht den weisen Leuten:

Er sagt auch auf die unpersönliche Weise: es eignet sich, für es geziemt sich. Sinng. 1771. So sagt man auch noch im gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde ꝛc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für nichts, als (I. 3.)

Emse schreibt Logau anstatt Ameise. Sinng. 761.

Mehr indessen dem, der dort lacht, und schaut die Emsenhaufen
Drinnen um das eitle Nichts kriegen, steigen, dringen, laufen;
Unbedachte Menschenschwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeis, Erbse; so ist von dem ältern Emeis, Emse entstanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geschrieben, und daher ist Ameise gekommen. Emse wäre noch immer ein sehr bequemes Wort für die deutsche Prosodie.

Ent; mit dieser Sylbe fängt Logau verschiedene Wörter an, die sich sonst mit em anfangen. Er sagt z. E. entpor anstatt empor. Sinnged. 1257. Desgleichen entfinden anstatt empfinden. Sinng. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erste Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, sich; anstatt sich aufhalten. (XII. 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bei uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die. Sinng. 1672. und entjungfern. 2586.

Blumona ward entjungfert: da solches war geschehen,
Verschwur sie Haut und Haare, sie hätt' es nicht gesehen.

Entschließen, für ausschließen. Sinnged. 610.

Wer vom Herzen Gott entschleußt ꝛc.

Entwerden, für entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209.

— — Wer entwerden kann, ist froh.

Er, das; und das Sie. Man sehe, in welchem sensu auctô Logau beides braucht. Sinng. 2776. Auf den Mollis.

Sein Weib ist dir kein Weib, und du bist ihr kein Mann:
Wie das das Er nicht ihr, Sie dir gewachsen an?

Erarnen; so viel als erwerben. Sinnged. 966.

So wirst du dorten Glanz, und Segen hier erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Christo:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeist, ein poetisches Wort, für einen Geist der am Irdischen klebt. Sinng. 3.

Billig! denn so hohe Sinnen
Müssen andern Dank gewinnen,
Als ein kriechend Erdegeist.

Erdisch, wofür wir jetzt irdisch sagen. Sinng. 2212.

Erkunden. (XI. 121.)

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken? ꝛc.

Erluſten. Anhang 76.

In der Jugend zum erluſten, in dem Alter zum erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern; nüchtern werden. (XII. 60.)

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Dieſem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Erſtecken braucht Logau für: machen daß etwas erſtickt. Sinng. 1275. Liebe erſtecken; und (X. 90.) Krieg erſtecken.

Erſtrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen, daß ſich ein Ding weiter erſtreckt. Bei Gerichten kömmt es in dieſer thätigen Bedeutung noch überall vor. Man ſagt. z. E. Man will zwar dies Geſetz auch dahin erſtrecken; allein ꝛc. Und unſer Logau ſagt: (XI. 47.)

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erſtrecken,
Weil ſie, was durch dreißig Jahr Krieg verübt, ſoll alles decken.

Einer unſrer lyriſchen Dichter hat dieſe veraltete Bedeutung ſehr ſchön wieder erneuert, wenn er in ſeiner Ode an das Glück ſagt:

„Wenn

„Wenn kein Ruhm, — —
„Wenn kein Gold mein Lebensziel erstrecket,
„Wenn ich nicht vergnügter küsse:
„Was vermiß ich, wenn ich dich vermisse?

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinng. 803.

— — die manchmal so erwarmen
Auf unser Gut und Blut. —

Erwinden, sich; so viel als sich unterstehen, sich unterwinden. Anh. 62.

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber schreibt Logau, anstatt Fieber. Sinng. 2589. und anderwärts, doch nicht überall.

Feuerspiegel nennt Logau, was wir jetzt Brennspiegel nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen; für müßig sitzen, faullenzen. Sinng. 1933.

Feyern von etwas; so viel als, (wie er sich Sinng. 1120. ausdrückt) von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinng. 114.

Allein es kömmt dazu, daß endlich selbst sein Fuß,
Hoch in der Luft, vom Treten feyern muß.

Sie sind feyrig, sagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgesellen, die keine Arbeit bei Meistern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feyern; welches vollkommen das sagt, was der Franzose durch fêter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; schändliche, schmutzige Kargheit. Sinng. 2127.

Findlich, was zu finden ist. (V. 39.)

Ob nur einer findlich wäre ꝛc.

Flammenschütze; so nennt unser Dichter den Amor. Sinng. 2448.

Freund, der kleine Flammenschütze hat
das dritte Freudenfeuer
Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinng. 644.

Des Nero Meistern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie sein Geblüte ꝛc.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem Griechischen Phlebotomum zusammen gezogen seyn soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu seyn, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Uebrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem so genannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heisters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162. hat Logau den Pluralis von diesem Worte, der sonst selten oder gar nicht, vorkommt: die Flüchte.

— — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, sich zu einem; so viel als sich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieses Wort; so muß es gemacht werden. [illegible] jetzt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bei unsern alten Schriftstellern alles, was in der Hitze einer gewaltsamen Leidenschaft gesagt oder gethan wird. Sinng. 1715.

Gewalt ist wie ein Kind: wo nicht Verstand sie leitet,
So stürzet sie sich selbst, weil sie zu frevlich schreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetisches Wort für, die Bahn der Frevler. Sinng. 761.

Will nicht wider Recht und Zucht, treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 52. und öfter.

Frosch, der; heißt bei den deutschen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geschwulst, die, öfter bei Kindern, als bei Erwachsenen, unter dem vordersten Theile der Zunge, bei den Froschadern entstehet. Lateinisch ranula. Logau nennt sie daher

in der Ueberschrift des 74sten Sinngedichts unsers eilften Buches, eine Kinderkrankheit.

Udus wird gewiß den Frosch unter seiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas nassem laben.

Führen, eine Person: eine Person spielen. (IX. 75.)

Die Person die ich jetzt führe auf dem Schauplatz dieser Welt ꝛc.

Fürlieb. (VIII. 17.) So sagt Logau allezeit, wofür wir jetzt fast durchgehends vorlieb sagen, wider unsere eigene angenommene Regel; daß nämlich für allemal pro bedeuten solle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

Wer zum Tischtrunk Fischtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus. (I. 9.)

G.

Gach; praeceps, properus. Auch dieses den alten schwäbischen Dichtern sehr übliche, und uns nur noch in dem zusammengesetzten Jachzorn überbliebene Wort, kömmt zweimal bei unserm Logau vor. 2. Zugabe 90.

Die Magd, die stieg aufs Heu, der Knecht, der stieg ihr nach;

Sie ward gar sehr erhitzt, zur Rache ward
ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart ist hier alt, und eben dieselbe, wie sie bey dem von Riedenburg (Fab. 69.) vorkömmt, wo es von dem tückischen Hunde heiße:

Wenne er gebeis, so wart im gach
Ze flucht.
Praeceps se in fugam dabat.

In der zweiten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtsamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden ist. 1. Zugabe 165.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr, thun
Kindern alles nach,
Die, wenn sie etwas neues sehn, thun töblich,
dumm und gach.

Gaden, der; heißt bei unserm Dichter so viel als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. 1. Zugabe 168.

Diese Waar ist nicht die beste die im Gaden
vorne leit ꝛc.

Aeltere und andere doch in der Hauptsache übereinkommende Bedeutungen findet man bei dem Schilter, Wachter ꝛc.

Gebette, das; Brautgebette. Sinng. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette oder Unterbette seyn; ein Gebette

aber bedeutet alle diese einzelnen Stücke, die ein vollständiges Bette ausmachen, zusammengenommen.

Gebruch; Mangel, von dem Zeitworte gebrechen, mangeln. Sinng. 2141.

Caminäus ist, ihr Fürsten, euer Katechismus-
buch;
An dem Grunde wohl zu herrschen, ist bei ihm
fast kein Gebruch.

Gedenkkunst, die; so nennt Logau die Kunst das Gedächtniß zu stärken, und ihm durch natürliche oder künstliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und andere geschrieben. Sinng. 2717.

Gediegen, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beiwort gediegen behalten haben. Sinng. 1678.

Geld- Luft- und Ehrengeiz macht daß die
ganze Welt
So arm ist am Gedieg, und nichts von Heil
behält.

Geding, das. Daß dieses Wort auch so viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter, und führt unter andern einen alten Kirchengesang an, wo es in dieser Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es; (Fab. 32.)

Quot gedinge sullen haben
Jung, alt — — —

Guot gedinge machet das,
Das der genieset der siech was.

In folgender Stelle unsers Dichters scheint diese Bedeutung gleichfalls Statt finden zu können. Sinng. 1103.

Ach es wolle diesem Ringe
Seyn verpflichtet das Gedinge,
Daß er steh zu sicherm Pfande
Eurem Glück und Segensstande.

Doch wollen wir nicht leugnen, daß der weitläuftige sensus forensis dieses Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten könnte; es kann hier nämlich so viel heißen als: das Gelübde.

Gehöne, das; so viel als Gespötte. 1. Zugabe 51.

An der hohen Häupter Seite, stehen graue Häupter schön:
Dennoch sind jetzt hohen Häuptern graue Häupter ein Gehön.

Gelosen; so viel als los werden. Sinng. 1237. und anderwärts.

Man fleißt sich jetzt den Bart vom Maule zu gelosen ꝛc.

Gemahlinn, die. Dieses Wort war schon zu unsers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals schon maßten es sich geringere Leute an. Sinng. 2442.

Vitus nennt sein Weib Gemahlinn. Billig! weil sie sich so malt,
Daß um Weißes und um Rothes jährlich sie viel Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich als ein Nebenwort, für meistentheils, insgemein; kömmt sehr oft vor; als Sinng. 1154.

Was Pelops, Attalus und Krösus schwangre Kasten
Von Gelde, Gold und Gut vor Zeiten in sich faßten
Nützt nur so viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
Den Leib gemein an Baum, die Seel an Nagel henkt.

und Sinng. 1136.

Buhler sind gemeinlich Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmal, Merkzeichen. (X. 25.)

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur Ein Gemerke ꝛc.

Genoß, der; socius. (I. 32.)

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß ꝛc.

Gerne. Durch Vorsetzung dieses Nebenworts macht Logau ein zusammengesetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtlose Bestreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken; z. E. a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf diese Weise

sagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich ist: Anh. 212.

Bardus strebt nach großem Namen, ist von allen Gaben bloß:
Dieses kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße Gernegroß.

Sondern er sagt auch ein Gerneklug: Sinng. 257. wo von der thörichten Prahlerei, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu mengen, die Rede ist.

— — — das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Jetzt dieses Pralewort, jetzt jenes raus gebiert.

Gieben: so viel als das gemeine giebsen, oder das plattdeutsche gappen. 1. Zugabe 201.

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tscherning sagt dafür geufzen. Siehe dessen Frühling deutscher Gedichte S. 8.

„— — das herzenswehe Seufzen
„Macht mich so laß und matt, daß ich auch kaum kann geufzen.

Gnadselig; ein gnadseliger Diener

ist unserm Dichter der, den der Herr mit seinem ganzen Vertrauen begnadiget hat. (II. 11.)

Graskrone. Dieses Wort ist die Ueberschrift des 80sten Sinngedichts im IX. Buche, und fängt an:

Der sein Vaterland errettet, diesen krönte
Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß sich hier geirrt haben. Wir wenigstens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom diese oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von diesem erretteten Bürger geschenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, sondern von Eichenlaube. *) Morhof übersetzt (Gedichte S. 399.) diese coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Grau, der; der Ekel. (II. 84.)

Greiner. Greinen heißt so viel als winseln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieses

*) Hier ist dem gelehrten Verfasser einmal ein antiquarischer Umstand entgangen, der fast in jedem Compendium der Römischen Alterthümer angeführt wird. Logau dachte an die coronam obsidionalem. Die Hauptstelle von dieser steht in Plin. Nat. Hist. XXXII. 5. 4.

oft und ohne Ursache thut, ein Greiner. Sinngeb. 1622.

Vor Zeiten stunden Junge den Alten höflich auf;
Jetzt heißt es: Junger sitze, und alter Greiner lauf!

Greis; als ein Beiwort, für grau. Sinngeb. 785.

Ein Künstler, glaub ich, ist, der Schwarzes färbe weiß:
Das Alter kann die Kunst, färbt schwarze Haare greis.

Großmuth, der; sagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinngeb. 1171.

Grün; für frisch, gesund. Sinng. 2784.

Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die farben wohl zusammen,
Sie sind geschickt im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Gumpen; muthwillig springen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453.

Ein Kalb scherzt, gumpt und springt ꝛc.

Wachter führt bei diesem Worte weiter nichts an, als das griechische κομπειν, strepitum edere jactu pedum, (von welcher Bedeutung, nämlich in Ansehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann schuldig geblieben ist,) und

ſetzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es iſt zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italieniſche gamba und gambata, welches man von dem lateiniſchen gamba, und dieſes von dem griechiſchen καμπη herleitet, beigefallen. Auch die Franzoſen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit dieſem gumpem ſehr viele Aehnlichkeit hat.

Gunſt; den ungewöhnlichen Pluralis von dieſem Hauptworte hat Logau in der Ueberſchrift: der Weg zu Gunſten. (III. 55.)

Güteln; dieſes Zeitwort kömmt im VIII. Buche im 66ſten Sinngedichte vor.

Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen?
Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, ſo ſcheint güteln von gut, oder vielmehr von Güte entſtanden zu ſeyn. Friſch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken herleitet, und durch aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam expectantium, erkläret.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrey machen. Sinng. 179.

Die neue Welt ist fromm, und frömmer als die alte.
Sie darf nur acht Gebot, die sie im Leben halte;
Denn Ehbruch, Diebstahl bleibt; man hahnet nur die Leute
Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art, zur Beute.

Dieses Zeitwort würde man mit gutem Grunde Frischen entgegen stellen können, welcher Hahnrey für kein Compositum will gelten lassen, sondern es von dem italienischen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt, Sinng. 1257. wo der Dichter von den Wangen schöner Mädchen ungemein anakreontisch sagt:

— — — hier ist das flache Rund
Drum Zephyrus spielt her, darauf Cupido stund,
Und sich um einen Weg für seinen Pfeil umsahe,
Und dachte, wie ein Wild für seine Küch er fahe
Mit seinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
Mit Rosen wohl verhägt, wenn er die Jagd bestallt.

Hauptgut, sagt unser Dichter sehr oft, und sehr wohl anstatt des undeutschen Capital; als Sinng. 1326.

Noch Hauptgut, noch die Zinsen darf itzt ein
Schuldner gelten.

Tscherning (Frühl. S. 69.) sagt Hauptgeld:

„Das Hauptgeld bleibet stehn, ihr streicht die
Zinsen ein.

Hausinnen, die; so nennet man in Schlesien Miethsleute von der niedrigern Gattung. Sinnged. 952.

Wenn, Jungfern, eure Flöh, die ihr habt zu
Hausinnen,
Was sie gehört, gesehn, vermelden sollten
können,
Wie mancher fragte sie, der Lust zu freyen
hat,
Eh als den besten Freund, um einen treuen
Rath.

Und Sinng. 2050.

Jedermann hat zu Hausinnen ꝛc.

Hebelbaum sagt Logau, wofür wir jetzt Hebebaum sagen. Sinng. 2795.

Runcus ist gewaltig stark, gäbe Bauern großen
Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das
gröbre Klutz.

Hergesippt; für entsprossen, erzeugt. Sinng. 2379.

Fürstinn von den Obotriten, einer deutschen
Helbenart
Hergesippt ꝛc.

Desgleichen hat er auch zugesippt, für verwandt. (IX. 10.)

Herzlich, welches jetzt nur so viel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen; nach der Analogie des Wortes mündlich.

Herzlich hassen, mündlich lieben.

Hinsichern, sich. (III. 11.)

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der jetzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu seyn. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel, und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß sehr arm seyn, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; so wie man das Gegentheil niederträchtig nennt. Sinng. 117.

Wer will Pertunda stolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beim ersten Anblicke könnte man es für hochschwanger nehmen; und es kann leicht seyn, daß unser Dichter, der gar kein Feind von Wortspielen ist, auf diesen Nebenbegriff mit gezielet hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er müß sie recht nicht kennen.
Heißt dieses denn wohl stolz? Sie bleibet unten an,
Und duldet über ihr so leichtlich jedermann.

Uebrigens kann dieses hochträchtig, in so fern es der Gegensatz von niederträchtig ist, einen analogischen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß solches nämlich nicht von Hof-Art, sondern von hoch Fahrt gemacht und zusammengezogen sey. Auch scheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt schreibt, Sinng. 1354. auf diese Etymologie zu zielen, welche dadurch außer allen Zweifel gesetzt ist, daß wir in unsern ältesten Dichtern überall Hochfahrt lesen.

Höchlich, für hoch. Sinng. 2269.

Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern ist noch im Gebrauche.

Honigthum; der Liebe Honigthum ist die Ueberschrift des 1174sten Sinngedichts, welches wir unter Kosen anführen werden; und ein Wort, welches

welches unser Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Aehnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u. a. m.

Husche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunstwörter, und dieses ist eines davon. Sinng. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meynt man,
werd ans Holz noch kleben,
Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm wird
doch die Husche geben.

Unsere Wörterbücher erklären Husche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar so etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geschieht, giebt der Augenschein. Denn warum dürfte Calvus sonst besorgt seyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Husche geben werde? Man sagt noch in der Sprache des Volks: sich huschen, einander bei den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieser Sprache das Wort husch als eine Interjection der Geschwindigkeit: husch! da war er weg. An dieser Stelle bedeutet Husche also den letzten Stoß, den der Uebelthäter bekömmt, und wobey ihn der Henker vielleicht beim Schopfe ergreift. Der Begriff der Geschwindigkeit, welchen das Zwischenwort husch hat, macht, daß eine Husche auch in verschiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieser letzten Bedeutung beiläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieser possierliche Schriftsteller braucht in seinem

Gargantua zu verschiedenen Malen das Wort Housée. Er sagt z. E. tumbant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée sey so viel als horée, und dieses so viel als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Diese Erklärung ist offenbar gezwungen, und sie würden sie schwerlich gewagt haben, wenn ihnen unser deutsches Huſche bekannt gewesen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutsch verstanden habe, und in seinen Schriften hin und wieder deutsche Wörter affektire, ist eine bekannte Sache.

S.

Ihrzen; mit einem in der zweiten Person des Pluralis reden. Es ist dieses die Ueberschrift des 196. Sinngedichts im Anhange, worin unser Dichter diese unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, seinen Nachkommen, sagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

Ists deutscher Art gemäß mit Worten so zu spielen?
Wir heißen Einen Ihr, und reden wie mit vielen.

Ein Glück für unsere Poesie, daß sie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen sagt, sagt man auch duzen, erzen, siezen ꝛc.

Innen sagt Logau öfters für in, innerhalb,

(VIII. 98.) Er hat sein Grab inner einem frommen Raben. (VI. 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Desgleichen (V. 11.) inner dem Magen.

Inselt schreibt Logau, der Aussprache seines Landes gemäß, wofür wir jetzt Inschlitt und Unschlitt schreiben. Sinng. 1338.

K.

Kat für Koth. Sinng. 2723.

Die Lieb ist wie der Schwalbenkat,
Verblendet wen sie troffen hat.

Kerb, der; für das Kerbholz. (XIII. 11.) der drüber seinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, so viel als zanken, keifen. Sinng. 1534.

Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße;
Kiefel und beiße.

Von dem alten Kieb, ira, jurgium.

Kießlingstein für Kieselstein. Sinnged. 1063.

Kindeln, sich wie ein Kind aufführen. Sinng. 1082.

— — Verdruß zu mindern
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kindelei für Kinderei, Tändelei, kömmt bei unserm Dichter vor. Sinng. ged. 1150.

Was in meiner Jugend Mayen
Von der Venus Kindeleyen
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: sich kindisch aufführen, sondern Kinder zur Welt bringen. (IX. 102.)

An manchen Orten ists so Brauch, die Weiber müssen jährlich kindern.

So sagt auch Tscherning entkindert, für der Kinder beraubt: (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieses, Herr, zu Herzen
„Daß ihr entkindert seyd?
„Ihr seyd auch frey von Schmerzen:
„Wo Kinder sind, ist Leid.

Klapf, der; von klopfen; so viel als Schlag; wie denn auch die Alten Donnerklapf für Donnerschlag sagten. Sinng. 808.

— — so wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel seyn.

Knebelhaut. Logau sagt: Sinng. 2024.

Veit trägt eine Flegelkapp über einer Knebelhaut ꝛc.

um zu sagen, daß Veit der unhöflichste und ungeschliffenste Mensch von der Welt sey. Knebel und Flegel ist hier eines; beides bedeutet einen

bäurischen Menschen: appellamus, sagt der Spate, hominem agrestem einen Knebel. Knebel aber ist so viel als Knüppel: auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts bessers. Mit dieser Bedeutung stimmen die übrigen Wörter dieser Art sehr natürlich zusammen: als, die Knebel der Finger, Einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebelspieß; daß man also Unrecht thun würde, wenn man solche von Knabe herleiten und mit einem å schreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterei, sagt Logau, und will damit nicht sowohl die Knechtschaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das sich für keinen freien Mann, sondern für einen Sklaven schickt. Sinng. 883.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey.

Rosen. Sinng. 1174.

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen,
Gedanken sind Honig, zum Schmeicheln und Kosen.

Dieses Zeitwort, welches so viel als reden, schwatzen, bedeutet, ist ziemlich rar geworden. Der Uebersetzer des Don-Quixotte hat es sehr wohl gekannt, und ihm im zweiten Theile der Geschichte dieses Ritters S. 459. eine sehr glückliche

Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho sagt daselbst von den so genannten sieben Ziegen am Himmel: Ich kosete mit diesen Ziegen drey bis vier Stunden. Das zusammengesetzte Zeitwort liebkosen wird noch überall gebraucht. Bei diesem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekosen schreibt. Sinng. 726.

Kuchel für Küche, hin und wieder, als Sinng. 403.

Die edle Poesie ermuntert Sinn und Geist,
Daß er greift an mit Lust was schwer und wichtig heißt.
Ob nöthig ist das Brodt, so läßt man gleichwohl gelten
Die weitgereiste Würz, und sonsten was da selten
In unsre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Lust,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine Kost.

Kuchel ist eigentlich Oesterreichisch, und nicht Schlesisch; man sagte es aber zu Logaus Zeiten in Schlesien, um mit der Hofsprache zu reden.

Kürmeln, kömmt bei unserm Dichter sowohl, als bey andern vor, und bedeutet so viel als: lallen, schmeichelnd stammeln. Unsere Wörterbücher haben dieses Wort gar nicht, und von seiner Ableitung ist nichts zuverlässiges zu sagen. Sinng. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,

Ein Denkmal hinter uns daß wir gewesen
sind.
Gut! Gut! Was kann uns sonst aus Wermut
Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und
mit Lachen
An unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater
nennt,
Und macht daß man in ihm sich wie im Spie-
gel kennt.

Imgleichen: Sinng. 908.

— — vom süßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —

Eben so spricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verse seyn.

Lohenstein braucht es sogar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius 1sten Theiles, zweites Buch, S. 84.)

L.

Längen, für in die Länge dauern. Sinnged. 2756.

Erdenbau kann übel längen,
Drein sich Wind und Wasser mengen.

Hievon kömmt das alte Beiwort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius persia-

nischem Baumgarten finden: „Die aus„gelängte Nacht laufen sie, und sprechen früh „Morgens ꝛc.

Lappe, ein; heißt ein feiger, weibischer, nichtswürdiger Mensch, wie das Beiwort läppisch, welches von diesem Hauptworte abstammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibischer und nichtswürdiger gehalten, als ein Verschnittener? Für diesen braucht es Logau. Sinnged. 2499.

Sonst möcht es seyn vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort Laffe, welches noch gebräuchlich ist, bedeutet gleichfalls einen läppischen, einen kindischen Kerl. Da ferner Lappen und Lumpen einerlei sind, so heißen, im verblümten Verstande, nichtswürdige Leute auch Lumpen, Lumpengesinde, Lumpenhunde.

Latz, schwäbisch Latz, der. Man wird das 227ste Sinngedicht des Anhangs nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert, daß ein schwäbischer Latz so viel ist, als ein Hosenlatz.

Lauer, der; kömmt von dem lateinischen lora her, welches den sauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülsen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegossenes Wasser gemacht wird. (X. 9.)

Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne
guten Wein;

Und schenkt ihnen sauern Lauer, wenn sie schon bethört sind, ein.

In einem andern Verstande bedeutet ein Lauer einen Schelm. Sinng. 497.

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwischen Arm und zwischen Reich,
Zwischen Fürst und zwischen Bauer,
Zwischen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen diesen Lauer mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn also auch zur Noth von dem schlechten Weine, Lauer herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Ursprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimischen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer so viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückischer Dieb. Man sehe auch das 114te Sinngedicht des X. Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetisches, von unserm Logau zum Scherz gemachtes Wort, ohngefähr wie des La-Fontaine soeurs filandières. Sinng. 2448.

Waren alle drey nicht Gräen, waren sie nicht Gorgoninnen,
Waren sie nicht alle dreye Lebensfadenreißerinnen,
War es doch zum mindsten Eine.

Lieb, das; für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige jetzt Liebchen sagen; ist bei allen Zeitverwandten unsers Dichters im Gebrauch. Sinng. 2637.

Paulus ist ein Freund der Welt, aber nur der
kleinen Welt,
Wenn er sein geliebtes Lieb fest umarmt be-
schlossen hält.

So sagt auch Flemming:

„Mein Lieb gedenket weg; was wünsch ich ihr
für Glücke?

Eben so sagten auch unsere Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got musse mich an dir rechen,
d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott
müsse mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unser Dichter sagt von der Zeit des Frühlings: (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiehelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt ꝛc.

Lieben, einem. Es liebt mir, sagt Logau, anstatt, es gefällt mir. (XIII. 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz sagt:

„— — sehr schöne Schrift auf Steinen,
„Die mir so sehr geliebt.

Und an einem andern Orte:

„Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht, ist eine scherzhafte Benennung unsers Dichters, worunter er eben das ver-

steht, was unser heutiger witziger Pöbel mit einem weit hergesuchten Wortspiele, das Jus canonicum nennt. Sinng. 2515.

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird, ist Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männisch für männlich. Anh. 166.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr ꝛc.

Magd und Knabe in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568. Ueber ein Brautbette.

In die Luft liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieser Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen, oder Mädchen, kömmt bei unserm Logau in der edeln, anakreontischen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter so angenehm und geläufig gemacht hat. (VI. 22. 24.)

Manne, die; als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern sind Gebrechen
Sonsten nicht zu rechen,
Außer wenn sie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir also jetzt sagen, z. E. zehntausend Mann; so ist vielleicht dieses Mann nicht sowohl der Singularis, als vielmehr dieser alte Pluralis, und es sollte eigentlich zehntausend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu gesetzt, z. E. (I. 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzig tausend Mann.

Doch auf diese Einwendung würde sich auch antworten lassen.

Maultasche. Sinng. 1097.

Eine Maultasch ist ein Ding, zwar nicht schädlich an dem Leben,
Außer, daß sie dem Gehör Abbruch will und Nachtheil geben.

Maultasche ist das, was man sonst Maulschelle, Ohrfeige nennt. In einigen Provinzen spricht man Maultatsche; aus diesem Tatsche hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Tasche gemacht, da es doch allem Ansehen nach, so viel als Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Tasche, Beutel, herkommen: so müßte man sagen, eine Maultasche sey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Tasche herunterhienge. Frisch führt bei diesem

Worte eine Prinzessin aus Tyrol an, die wegen ihrer heruntergehenden Lippen, die Maultasche genannt worden ist.

Marzipan. Logau leitet dieses fremde Wort von Mars, tis, und panis her; ohne Zweifel, weil ihm diese Ableitung zu einem epigrammatischen Spiele den Stoff geben zu können schien. Sinng. 1645.

Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So essens nur die Großen;
Der arme Knecht der mag sich nur am Pompernickel stoßen.

Die wahre Ableitung aber ist von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrten Martios panes daraus gemacht haben, so haben sie doch nur geglaubt, daß sie von ihrem ersten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars so genennt worden.

Meinen; lieben, wohlwollen. Z. E. (I. 35.)

Die nicht die sind, die sie scheinen,
Sondern unser Gut gut meinen.

Imgleichen (XIII. 4.)

— — Wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meint ꝛc.

Dieses meinen kömmt von dem alten Worte minnen, lieben, her; man sollte es also mit einem i schreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterschiede mit einem y schreiben wollte.

Mensch. Wenn man dieses Wort in ein Neutrum verwandelt, so bedeutet es eine Weibsperson, jetzt zwar eine von der niedrigsten und schlechtesten Gattung, bei unsern alten und guten Schriftstellern aber ganz und gar nicht. Unser Logau sagt: (XIII. 11.)

Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftband
Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstrecket.

So sagt auch Flemming an einem Orte:

„Sie, das geliebte Mensch, wird selbst aus ihr entrückt.

Eben so haben die Engelländer das Wort Wench jetzt in Verachtung gerathen lassen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem besten Verstande gebraucht ward. Shakespear z. E. läßt den Othello seine Desdemona in dem zärtlichsten Affekte excellent Wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabei: The word Wench heretofore signified a young Woman, often an amiable Woman, so that some have thought it a corruption only from the word Venus. Allein Wench und Mensch sind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß sie nicht einerlei Ursprung haben sollten. Das Diminutivum Menschlein braucht unser Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (XI. 85.)

Canus hat ein junges Menschlein voller Gluth
und Geist genommen ꝛc.

Menschenthum, das; für das menschliche Geschlecht. (XIII. 8.)

Würdig bist du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menschenthum.

Milz. Logau sagt der Milz. (VIII. 8.)

Mißbehagen, ist der Gegensatz von wohlbehagen.

Mißschwören, für falsch schwören, ist die Ueberschrift des 803 Sinngedichts.

Mördlich, so wie von Wort, wörtlich. Sinng. 852.

Es trachten ihrer viel uns mördlich umzubringen.

Jetzt sagen wir mörderisch, nicht von Mord, sondern von Mörder; so wie wir kriegerisch, verrätherisch, räuberisch, ehebrecherisch ꝛc. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, sondern von den Hauptwörtern der zweiten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondenkohn, so nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menschen, (XIII. 12.)

Mußtheil, das; von Muhs, Gemüse. Es heißt im juristischen Verstande die Hälfte des Vorraths an Speisen, (cibariis domesticis) der bei Lebzeiten des Mannes vorhanden gewesen, und am dreißigsten Tage, zu welcher Zeit man jetzt

gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden ist. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe, und die andere den Erben. Logau spielt mit diesem Worte, indem er es gleichsam von müssen herleitet, und Sinng. 416. sagt:

Das Mußtheil heißt man dieß, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Rittersart muß theilen mit den Erben.
Ein Mußtheil machet draus, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räubrischer Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau sagt beides. Sinng. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nackend ist getauft.

Nächst. Logau macht aus diesem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anstatt jüngst, vor einiger Zeit. Sinng. 1038.

Nächst sagt ein alter Greis ꝛc.

Imgleichen: (X. 53.)

Mein Gut besucht ich nächst ꝛc.

Närren, für sich närrisch betragen. Sinngeb. 2562.

Denn

Denn das Gold der neuen Welt macht, daß
alte Welt sehr narrt.

Den Narren stechen heißt Sinng. 1498. verspotten, mit spöttischer Miene verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, noch; sagt unser Dichter (I. 1. II. 12.) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Sylbenmaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel: (II. 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

(I. 33.)

Gleichwohl aber hat er sich noch mit Wort
noch That gerochen.

Sinng. 1404.

Alte Jungfern sind ein Stock da noch Wachs
noch Honig innen.

Nöthen von Noth, wie den Tod tödten; so viel als quälen, plagen. (V. 76.)

Der ärgste Tod ist der, der gar zu langsam
tödtet;
Die ärgste Noth ist die, die gar zu langsam
nöthet.

An einem andern Orte, Sinng. 2513. scheinen dieses nöthen so viel als nöthigen, hinwegnöthiget zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.

Nuseln oder nuscheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Nase reden bedeutet. Logau sagt Sinng. 1170. von dem kindischen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindisch alter Greis,
Weißig, garstig, satsam wird, blos auch nur zu nuseln weiß.

omnia trepide gelideque ministrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieses Bindewort in das gemeine jambische Sylbenmaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthiget, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel wie vorzusetzen. Logau aber sagt anstatt dieses wie oder, sonst oder. (X. 28.)

Ortgedächtniß, nennt Logau nicht übel dasjenige künstliche Gedächtniß, welches sich durch gewisse topische Fächer zu helfen sucht; und weil von dergleichen Fächern bei den Lehrern dieser Kunst keine geringe Anzahl vorkommt, so ist unsers Dichters nachfolgende Anmerkung sehr richtig. Sinng. 1729.

Wer Gedächtnißkunst denket zu studieren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateinischen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es von dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII. 74.)

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philosophey. Durch diese Endung ey glaubte man vor diesem den griechischen Wörtern das Recht der deutschen Bürgerschaft zu geben; weil ungleich mehr deutsche Hauptwörter sich auf ey als auf ie enden. Die neuere Endung ie ist aus der französischen Endung solcher Wörter entstanden. Phantasey, Melodey ist daher richtiger und besser, als Phantasie, Melodie. Nur bei Philosophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzu ungewöhnlich vorkommen. Lagau sagt Philosophey in folgender Stelle, wo er seine Liebe zur Poesie rechtfertiget. Sinng. 403.

— — Man lasse mir die Lust,
Die, wo sie wenig bringt, noch weniger doch kost.
Sie wird mir nützer seyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunst der Ueppigkeiten wallen,

Als eingeschrieben seyn in freveln Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund;
Als daß mein Sinn im Wein, und Wein schwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der schlecht ist, ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundsphilosophey,
Und treib als eine Kunst ein bäurisch Feldgeschrey.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinng. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs ist die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet so viel als im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinng. 777. und öfter.

Pompernickel; so schreibt unser Logau dieses streitige Wort. Sinng. 1645.

Pompfack; der Spate erkläret dieses Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodischen Staatsrock; und alsdann im figürlichen Verstande, einen, der in einem solchen Rocke auf eine tölpische Weise prangt. Pomphosen ist das ähnliche Compositum. Anh. 120.

Der Pompfack konnte nimmer nie sich schicken in die Mode.

Por; dieses Simpler, von welchem wir Porkirche, Porwisch, empor haben, kömmt bei unserm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet so viel als die Höhe. Zweite Zugabe 47.

Wer bei Hof am mindsten wäget
Steigt am meisten in die Por,
Dem wird Gnade beigeleget,
Der sonst leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, so viel als prangen, prächtig seyn. Sinng. 2090.

— — Stärk und Muth ist auch ein Ding,
Das, wie sehr es vor geprachtet, endlich doch
auf Krücken ging.

Pursch, die. Dieses alte Wort kömmt in seiner ältesten Bedeutung bey unserm Dichter vor. Sinng. 1646.

Wer Durst und Hunger hat, pflegt viel nicht zu verzehren;
Denn diese beide Pursch ist gerne nur im Leeren,

D. i. dieses Paar. Die alten Wörterbücher übersetzen es contubernium, manipulus.

Pürschen; ist das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet sich gesellen, in Gesellschaft stehen, wandern ꝛc. Sinnged. 687.

Wie das Kind im sanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Purschte sonst mit Redlichkeit,

Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde seyn begraben,
Werd ich bessers Glücke haben.

D. i. ich geselle mich übrigens der Redlichkeit zu. Imgleichen (XIII. 12.)

Ich lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die Purschen weit und breit erforschen dies und das,
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras ꝛc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide streichen in Gesellschaft herum.

R.

Raitung, die; heißt so viel als Rechnung, computatiō: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Ueberschrift: Raitungen.

Die Einnahm ist das Weib; die Ausgab ist der Mann?
Wenn beide treffen ein, ist Rechnung bald gethan:
Wiewohl es besser ist, es sey ein Ueberschuß;
Nur daß kein Rest verbleibt, denn dieser giebt Verdruß.

Auch Tscherning sagt:

„Weil daß der höchste Vogt wird Rechenschaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung soll gewähren.

Ramme, die; heißt die Maschine, Pfähle in die Erde zu treiben; ist besser als Rammel. Sinnged. 2784.

Sie sind geschickt im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranstadt. Sinng. 2063.

Eine Ranstadt ist die Welt, drinnen fast ein jedes Haus
Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget einen Claus.

Claus war der bekannte Hofnarr bei Friedrich dem Dritten, Churfürsten von Sachsen. Er war aus Ranstett, oder Markranstett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranstadt zugleich auf das alte Wort ranten, oder ranzen; englisch to rant.

Recken, einen; einen auf die Folter spannen; daher das niedrige Wort Racker. Englisch to racke. Sinng. 460.

Man recket sonst den Dieb, der andern wollte stehlen ꝛc.

Reichen, für herkommen, entspringen. Sinng. 13.

Kinder werden dannen reichen ꝛc.

Jetzt brauchen wir dieses Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau sagt das Reichthum, so wie das Eigenthum, das Fürstenthum ꝛc. Auch Opitz sagt so. Unter unsern neuern Schriftstellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don-Quixottens 2ter Theil, XX. Cap.)

Reisemann, für Wandersmann. (XI. 97.)

Reisig, für reitermäßig, wie ein Ritter. Sinng. 2758.

Denn ich kann nicht reisig kommen auf dem blanken Dichterpferde;
Gicht die hat mich ausgestiefelt, daß ich itzo spornlos werde.

Röthen, für roth machen. (XIII. 10.)

Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenasche blasset.

Rüger, delator. Sinng. 911.

Einen Lügner, einen Krieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger ꝛc. ꝛc.

Rund, 1. für bestimmt, ohne Umschweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 966.

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frey ꝛc.

(X. 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären ꝛc.

2. für schlüpfrig, wankelmüthig. Sinng. 17.

So lebt ihr beide nun; lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn seine Tück und Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb und Einigkeit.

Desgleichen Sinng. 523.

Ich bin von Herzen Feind den runden Samarittern,
Die itzund warm, itzt kalt ꝛc.

Und zweite Zugabe. Sinng. 212.

Gut Gewissen wanket nie,
Beuget auch kein knechtisch Knie
Vor der runden Menschengunst.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinng. 57.

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben ꝛc.

S.

Sachen, die; menstruum, menses. In dieser Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153sten Sinngedichts.

Wer itzund berathen will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; so schreibt Logau, was wir jetzt Sarg schreiben. Sinng. 368.

Besser ists in Sark begraben,
Als den Bauch zum Fasse haben ꝛc.

Tscherning schreibt es Saech. (Frühl. S. 41.) Die Logauische Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu statten kommen, wenn diese nur nicht sonst allzu ungewiß wäre. Er meynet nämlich, Sarg sey das verkürzte Σαρκοφαγος; und diesemnach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müssen. Allein es kann aus unzählichen Stellen bewiesen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Wasserbehältniß, einen Trog, ein Behältniß für Götzenbilder, oder Heilige ꝛc. bedeute. In dieser letzten Bedeutung, die sonst durch Schrein ausgedrückt wird, kömmt es unter andern in dem Heldenbuche vor: (Blatt 22.)

„Mein Göttern ihren Sark.

Man wird daher weit richtiger in diesem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Prosthesis des S annehmen, und es solchergestalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches man nicht nöthig hat von arca oder ἀρκεω herzuleiten.

Satsam; verdrießlich, aller Dinge satt. Sinng. 1170.

— — wie ein kindisch alter Greis
Beißig, garstig, satsam wird — —

Saumsal; so überschreibt Logau ein Sinngedicht, (II. 14.) worin er von einem Menschen redet,

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht sowohl die saumselige, die zaudernde Person, als vielmehr das Zaudern selbst, die Zauderhaftigkeit bedeuten, so wie Trübsal, Irrsal, nicht die Person sondern die Sache bedeutet.

Schaffen; so viel als befehlen, gebieten. Sinng. 405.

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel
hat zu schaffen ꝛc.

Desgleichen Sinng. 1395.

Diener, denen Fürsten schaffen ꝛc.

In der vergangenen Zeit heißt es geschafft.

Den Lastern ist geschafft, zu halten Feyertag.
Sinng. 959.

Da hingegen geschaffen creatus heißt.

Schanze in der Bedeutung des holländischen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unser Dichter sagt: (XI. 39.)

Aufzubringen erste Schanze ꝛc.

für das erste Kapital einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuschanzen, in die Schanze schlagen oder geben, (II. 19.) auf seine Schanze achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus diesem alten Schanze zu erklären sind, und mit den Schanzen der Krieges-Baukunst nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (XI. 49.)

Der Ehre scheinlich Gift.

Er sagt auch Scheinlichkeit, in eben diesem Verstande. Sinng. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Kropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101.

Wahrheit steckt in dir, o Wein!
Wie will der denn scheltbar seyn,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beym Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, sagt Logau, Sinng. 2501. mit einer leichtfertigen Zweideutigkeit, anstatt ihr eine Grobheit erweisen. Eine ähnliche Redensart: einem in den Schild reden, erkläret Frisch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz; kömmt hin und wieder vor. Z. E. (VII. 19. IX. 29.)

Schimpf aber ist nicht Ernst ꝛc.
Mancher wird in Schimpf und Scherz ꝛc.

Schlägefaul; so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinng. 91.

Unsre Welt ist schlägefaul;
Setzt sich, wie ein stätig Gaul.

Schlaffen, für schlaff seyn. Sinng. 403.

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel hat zu schaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frey verhenkt zu schlaffen ꝛc.

Schlechtlich, für schlecht. Zweite Zugabe 102.

So hat sein Ansehn er nicht schlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en ist die Füllpartickel der alten Sprache.

Schmätzchen und Schmatzer. Beides sagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinng. 685. und 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. Erste Zugabe 137.

Lara hat ein schönes Fleisch, eines von dem weißen;
Doch man saget, daß ihr drauf ofte sitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, so viel als schnipfen, von Schnall, ein Schnipchen. Sinnged. 966.

Der Donner Sinai wird kaum so hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerschlage schallet,
Und ein gebrechlich Mensch mit seinen Fingern schnallet.

Schnalzen ist mit dem vorhergehenden schnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls: mit den Fingern, oder auch mit der Zunge, einen Laut machen. Sinng. 1107.

Schnalzet und lecket mit lustigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570.

Weiber, die man wacker nennt, sind gemeinlich schnöde.

Bei Luthern bedeutet das Wort schnöde allezeit so viel als verachtet, verworfen, schändlich; z. E. Ein Mensch, der ein Greuel und schnöde ist ꝛc. (Hiob XV. 15.) Ach Herr siehe doch, wie schnöde ich worden bin. (Klageliedet I. 11.) Jetzt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unsers Dichters, scheinet es nicht sowohl eine passive als active Bedeutung zu haben, so daß ein schnöder Mensch, nicht ein Mensch heißet, der verachtet wird, sondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen; 1. für schön seyn: Sinngeb. 1505.

Fürstinn, euer reines Schön hat ein Fieber itzt verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals schöner schönet.

2. für schön machen: Zweite Zugabe. Sinngeb. 218.

Ein Maler ist er auch, der alle Laster schönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die, dem ersten Anscheine nach, einen Widerspruch in sich schließen. Das eilfte Sinngedicht des ersten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge dessen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch, diese Erbschaft selbst. Mit der Zweideutigkeit dieses Worts hat unser Dichter in dem 2474ten Sinngedichte gespielt.

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindeskinder:
Mancher Schooßfall, wie man sagt, fällt ihr dennoch zu nicht minder.

Schüren; ein Kunstwort der Böttcher, wenn sie das brennende Pech in den Fässern hin und her tätteln. Sinng. 1530.

Daß er Fasse nicht nur bindet, sondern daß er sie auch schürt.

Schwesterschaft. (XIII. 10.)

O so denk ich auch zugleich an der Freundschaft Schwesterschaft ꝛc.

heißt an diesem Orte so viel als: an die blutsverwandte Freundschaft. Schwesterschaft ist ein Wort, das mit dem Worte Brüderschaft von gleichem Gepräge ist, und eben so wenig unterzugehen verdient, als dieses.

Schwindeltumm, für schwindlicht. Sinng. 2915. Könnte man nicht diese beiden Wörter so unterscheiden, daß das erste einen Men-

schen bedeutete, dem wirklich schwindelt, und das andere einen solchen, dem leicht schwindeln kann? Oder könnten sie nicht wenigstens die verschiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinng. 454.

Da geht es schwitzig her ꝛc.

D. i. es kostet vielen Schweiß.

Seitab, für bei Seite. Zweite Zugabe. S. 212.

Zu Zeiten pflegt er den mit sich seitab zu ziehn,
Dem seines Meisters Ruhm in sichres Ohr er lege.

Dieses Nebenwort wäre bey den Schauspielen nicht unbequem anstatt des à part zu brauchen; besonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Also ließe sich das erste Seitab, das zweite Seitab, bei jedem Seitab, schicklicher sagen, als: das erste bei Seite ꝛc.

Selbander; so wie man auch sagt selbdritter, selbvierter ꝛc. Es ist dieses eine Art persönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unsern neuern guten Schriftstellern aber fast gar nicht üblich ist. Sind sie hierin nicht vielleicht zu ekel? Wenigstens werden sie gestehen müssen, daß ihnen diese Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort ersparen könnten, wenn sie den Begriff auszudrücken haben, daß sich die Person, von welcher die Rede ist, nicht allein, sondern mit einem,

einem, zweien oder mehrern in Gesellschaft befunden. Sie können es an folgenden Beispielen unsers Dichters versuchen. Sinng. 1372.

Bulpiana ist selbander — Was doch itzt für Fälle sind! —
Bei zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann der ist ein Kind.

Sinnged. 1407. Eine Braut zu ihren Gästen.

Ihr Gäst, ihr seyd mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gast, selbander will ich seyn.

Zu diesen Fürwörtern gehöret auch selbselbst, und ist der Ordnung nach das erste. Es bedeutet nämlich die Person, von welcher die Rede ist, ganz allein, ohne die Gesellschaft einer andern. Sinnged. 2346.

Silberstumm; ein Scherzwort für einen, den das Silber stumm gemacht hat, der sich bestechen lassen, zu schweigen. (XII. 12.)

Hermes ist der beste Redner weit und breit, und um und um,
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für, das Genie, die Gemüthsgaben, der Geist, der gute Kopf. So werden diese Wörter, besonders das in der vielfachen Zahl, von unserm Dichter und von seinen

Zeitverwandten gebraucht. Man sehe Exempel davon unter Degen und Erdegeist; imgleichen (VI. 24.)

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Lust
an reifen Sinnen.

(XII. 104.)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, sind sie nicht was dort sind
die Kastalinnen?

Sitzer, der; eben derselbe Theil des Körpers, den Logau sonst Hinterstirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinng. 1728.

Was ist ein göldner Kopf ohn einen bleyern
Sitzer?

Sinng. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches unbereut,
Obgleich ein alte Mutter die Hinterstirn ihm beut.

Sinng. 1581.

Calvus sah zum Fenster aus, Lippus hielt die
Nase für,
Denn er meynte Calvus Kopf sey des Magens
Hinterthür.

Söder, ist der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kömmt her von sieden. (II. 84.)

Geußt Söder auf, und Senf daran ꝛc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man sagt es im ge-

meinen Leben von Betten; Logau sagt es spöttisch von den bloßen Brüsten, die er deswegen gesönnte Brüste nennt: Erste Zugabe 168.

Sorglichkeit Ist mehr als Sorgsamkeit, und weniger als Aengstlichkeit. (II. 47.)

Städter, für Einwohner in den Städten; ist noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinn. ged. 205.

Der Krieger Art und Werk bisher war rauben, stehlen;
Der Städter Art und Werk, erkaufen und verhehlen.

Stänken, für Gestank erregen, stänkern. Sinng. 2763.

Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn sie an sie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas stänkt,

Stänker, in der niedrigen Sprache so viel als Zänker. Sinng. 911.

Sterben, als ein Activum, für sterben machen, tödten; an vielen Orten z. E. (X. 67.) Imgleichen Sinng. 1361.

Der Tod der alles sterbt, den sterbt ein gut Gerüchte
Das stirbt, wenn gleich die Welt muß sterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieser Stelle sieht man zugleich, daß man das sterben, wenn es ein Activum gewesen, anders

flectirt habe, als das Neutrum sterben. Jenes heißt in der zweiten und dritten Person der gegenwärtigen und der jüngst vergangenen Zeit, du sterbst, er sterbt, er sterbte; dieses hingegen heißt: Du stirbst, er stirbt, er starb. Eben so unterscheidet unser Dichter das Zeitwort verderben. Er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward selbst zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter: z. E. das Wort schmelzen. Das Metall schmilzt, und schmolz; der Gießer schmelzt, und schmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt: (IX. 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen, ist nicht ehrlich ꝛc.

Man sehe auch das Wort erstecken.

Stöckelfisch für Stockfisch. Sinng. 96.

Ey man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bey großer Herren Tische
Sind stets Haf' und Stöckelfische.

Strecken, ausdehnen. Anh. 117.

Könnte man das Leben strecken, wie man kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erstrecken.

Stümpfen, für stumpf machen. (XIII. 3.)

Stürzebrücke; (IX. 49.) geht besser in den Vers, und ist auch stärker, als Fallbrücke.

Suhne, die; für Versöhnung. Sinngeb. 1649.

Wann Mann und Weib sich zankt, ist Suhne recht bestellt ꝛc.

T.

Tage- und Nacht-gleiche; so überschreibt Logau das 2248ste Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre sonst schon hinlänglich, da Aequinoctium auszudrücken.

Taugen. Unser Logau schreibt anstat taugt, durchgängig taug. Sinng. 2522.

Gewohnheit ist die größte Frau, beherrschet alle Welt;
Gar wenig gilt, gar wenig taug, was sie nicht ächte hält.

Desgleichen Sinng. 2542. und 2550.

Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerinn;
Wo man französischhöflich ist, da taug sie gar nicht hin.

Eben so schreibt Opitz, sowohl in Versen als in Prose. Z. E.

„— — — Hier taug kein Midas nicht,
„Der Eselsohren hat, und Eselsurtheil spricht.

Testamenterinn, die; für, das Frauenzimmer, welches ein Testament macht. Sinng. 720. Testirerinn, welches man gemeiniglich dafür braucht, ist nicht so deutsch.

Thurst, oder Durst, die; so viel als, Kühnheit, Muth ein Abentheuer zu bestehen. Auch dieses alte Wort braucht unser Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutschen Helden spricht: (XIII. 10.)

Was wüßten wir von Helden,
Und ihrer Thurst zu melden ꝛc.

Thurst kömmt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torsten; dürfen, und hat viel Aehnlichkeit mit dem griechischen Θαρσος, audacia. Man sehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg (Boner): (Fab. 67.)

Vor im getorst kein tier gestan.

Und Fab. 76.

Ratent und koment uiber ein,
Wel under uns diu si allein,
Diu das getuirre wol bestan
Das si der katzen henken an
Welle die schallen — — —

Luther gebraucht das Wort dürftiglich, (1. Mos. XXXIV. 25.) in eben diesem Verstande.

Tischen, für zu Tische sitzen. (II. 66.)

Töblich, oder, wie es bei andern geschrieben wird, tobelicht; von tobeln, und dieses von toben. Tobeln erklärt der Spate durch feroculum esse, hilarem insaniam insanire etc. die Stelle, wo töblich bei unserm Dichter vorkömmt, ist unter gach bereits angeführet.

Torkeln, für taumeln, (II. 53.) und Sinng. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf siehet, wie beide torkeln können.

Totter, schreibt Logau, wofür wir Dotter schreiben. Sinng. 2410.

Treuen sagt Logau durchgängig für trauen, kopuliren. Sinng. 769.

Ewigkeit die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen für plagen. Anh. 51.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen ist eigentlich ein militarisches Wort, und bedeutet so viel als das heutige exerciren. Daher Trillhaus, Trillmeister. ꝛc.

Trompter für Trompeter. Sinng. 1369.

Trotzer, der; ist poetischer als der Trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endsylbe ig besser wegläßt; wird von Pferden gesagt, als welche man tummelt. Sinng. 826.

Ein sanftes Thier gehört auf einen engen Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Uebergeben, anstatt verlassen oder aufgeben. Sinng. 774.

Gott hat neben sich gesetzet
Auch den Nächsten; wird verletzet
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet,
Und den Nächsten übergiebet.

Ueberständig; wird von Früchten gesagt, die man allzulange auf dem Baume gelassen, und die endlich von selbst abfallen. Sinng. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bildt euch ein:
Die Früchte fallen von sich selbst, die überständig seyn.

Ueberweiben, sich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man bestreiten kann. Bei unserm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder so viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachsen ist. Sinng. 1893.

Rufus hat sich überweibt; hätte sollen denken dran,
Daß man mehr nicht schlachten soll, als man füglich salzen kann.

Unartig, nennt Logau jedes Ding, das aus seiner Art schlägt. So ist ihm z. E. ein un-

artiger Sommer, Sinng. 244. ein Sommer, der sehr heiße Tage und sehr kalte Nächte hat. Jetzt brauchen wir unartig nur für ungesittet, ungezogen.

Unfromm. (V. 63.) Sagt unserm Dichter etwas weniger als böse; denn er setzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreyt, für unverehlicht, unvermischt. Sinng. 588. Unverfreyter Wein.

Den Ehstand lob ich zwar, nicht aber lob ich Wein,
Der da mit Wasser will zu Zeiten ehlich seyn.

Unzahl, die; so viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754. wo der Dichter eine durchlauchtige Person anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
Zu streichen zierlich aus die Unzahl Eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel; ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweist, sondern durch den Adelbrief: ist die Ueberschrift des 2154sten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verschanzt, verzäunt ꝛc. Eben so nennt er von dem angehängten Siegel

oder Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unser Logau, der von altem Adel war, spottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tschernings spottet eben so bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen, sagt unser Dichter allezeit anstatt vollbringen. Sinng. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht singen,
Die bringens auf den Herbst dann ein:
Der muß dann alt erst rasend seyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen sind wohl unstreitig gute Wörter, und einer sehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweideutig ist: denn es bedeutet auch das Gegentheil von zusammenbringen, nämlich verschwenden.

Verbürgen, etwas; cavere de aliqua re. Dieses gerichtliche Wort hat unser Dichter sehr wohl gebraucht. Die Poeten, sagt er (XIII. 10.), haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß sie sie nicht gewürget.

D. i. sie haben für die Sterblichkeit gut gesagt, daß diese ihnen nicht schaden solle. Weil man aber öfter etwas, das geschehen soll, als etwas, das nicht geschehen soll, verbürget, so würde man kürzer sagen können: Die Dichter verbürgen den

Helden die Unsterblichkeit; sie sind Bürge dafür, daß diese ihnen werden soll.

Vergehen, sich; braucht Logau in der eigentlichsten Bedeutung für, sich verirren. (XII. 72.)

Trullus hat ein schönes Weib. Wenn sie an der Thüre steht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund sich bey ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und Gnüglichkeit (XIII. 8.) nennt Logau, was sonst auch Begnügsamkeit heißet; (VI. 62. VIII. 61.) die Tugend, mit seinen Umständen zufrieden zu seyn, ἀυταρκεια.

Verkünden, für verkündigen, kund thun, (VIII. 97.)

Verlast, als das alte Präteritum von verlieren: daher auch Verlust. Sinng. 1589.

Da sieh nun Deutschland, was der Krieg verderbt hat und verlast,
Daß Friede dieses wiederbringt, verbessert und verfast.

Verleiben. Sinng. 2661.

Wiewohl sich Mann und Frau in Einen Leib verleiben ꝛc.

Von diesem verleiben ist einverleiben, gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben sagte. Man sehe des Herrn Haltaus Glossarium unter diesem Worte.

Verprachten; kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt so viel als, mit Prangen durchbringen: (IV. 25.)

Morus war in hohen Ehren, wagte was er hatt', auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet ꝛc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert steht, muß man sich nicht irren lassen; es ist ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen, (welches verprachern bedeuten müßte,) giebt hier gar keinen Verstand.

Verraiten, von dem obigen raiten; heißt so viel als berechnen, Rechnung davon ablegen. Sinng. 2702.

Die Vormundschaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müssen sie dort oben zu seiner Zeit verraiten.

Verschildwacht. Unser Dichter sagt sehr schön von einem guten Gewissen. Zweite Zugabe 99.

Gut Gewissen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,
Ist verschildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

Verschlunden für verschlingen; von Schlund. Sinng. 1150.

— — doch es wird nicht funden
Was die Wölfe vor verschlunden.

Versprechen, in der alten Bedeutung, so viel als schelten, schmähen. Sinng. 1846.

Wer von Fürsten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt er sich, daß auch sein Maul Erdegötter nicht verspricht.

Verthun, so viel als unterbringen, ausleihen, austhun. Sinng. 412.

Was ists worüber mehr die Jungfern so entbrennen,
Als wenn man sie pflegt alt und ungestalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit zum verthun;
Sind diese beide weg, so läßt man sie wohl ruhn.

Schön müssen sie seyn, will der Dichter sagen, wenn sie bald Männer bekommen wollen; und jung müssen sie seyn, um Mütter werden zu können.

Vertreulich; Sinng. 798. wofür wir jetzt vertraulich oder vertraut sagen.

Vervielen; Sinng. 618. und vielen; Sinng. 1103. heißt so viel als multiplicare, wofür wir jetzt vervielfältigen sagen.

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen steigen.

Wir sollten das Wort vervielen nicht untergehen lassen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen, sind drei Wörter, welche dienen,

das verschiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenschaften genauer zu bestimmen. Z. E. Das Wasser vermehrt sich; alle Blumen vervielen sich; einige Blumen vervielfältigen sich.

Verweiben, sich; zum Weibe werden, weibisch werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, sich; anstatt Verzicht thun. Sinng. 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundschaft sich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; so übersetzt Logau sehr wohl Quadraturam circuli. Sinng. 1243.

Daß im Zirkel eine Vierung sey zu finden, ist wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Bestand, bleibt dennoch wahr.

Indessen sollte man aus diesem Sinngedichte fast schließen, daß der Dichter einen sehr schlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verstanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beschreiben kann. In diesem Argwohne wird man um so viel mehr bestärkt, wenn man findet, daß die deutschen Meßkünstler damaliger Zeit das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, sondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Vieschers Additamento operis Coleri oeconomici (gedruckt zu Nürnberg 1673) zu ersehen.

Vor; als ein Nebenwort, anstatt vormals, zuvor, vorher (IV. 82. 104. IX. 11.) kömmt häufig vor, sowohl bei unserm Dichter, als bei seinen Zeitverwandten. Auch haben es die nachfolgenden Dichter nicht ganz untergehen lassen.

W.

Wächsig, crescens. Sinng. 794.

— — — Nun und zu aller Zeit
Sey wächsig dieser Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchsiger Hase, heißt in dem komischen Heldengedichte Phaeton, ein Hase in seinem besten Wachsthum.

Waffen für Wappen. Beide Wörter sind eines, nur daß wir sie jetzt bekannter maßen unterscheiden. Logau that es noch nicht; er sagt in der zweiten Zugabe (S. 215.)

— — — Ein Mann
Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen. (II. 2.) Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der; so viel als Veränderung, Tausch. (XII. 8.)

Wandeln; für ändern, verwandeln. Sinnged. 56. 90. 802.

Die Krankheit wandelt sich, wenn Neulicht
mit dem alten
Am Monden Wechsel hält —

Desgleichen Sinng. 2192.

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß sie morgen nicht wie heute?
Glücke hat es nie gethan,
Wann sich wandelt selbst der Mann.

Wannen, für von wannen. (VI. 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er entsprossen ꝛc.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel; wenn man sich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081.

Lieber Gott, was hast du Affen!

Desgleichen (XIII. 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Auflaurer, Nachsteller. Sinng. 680.

Des menschlichen Lebens Wegelagerer.

Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe,
Sind des Menschen Lebensdiebe.

Weiben, so viel als heirathen, sich beweiben. Sinng. 1534.

Willst du nicht weiben?

Siehe Ueberweiben.

Weib-

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unsere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling ist bei unserm Dichter die Ueberschrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl sich Mann und Weib in Einen Leib verleiben,
So darf sich doch der Mann deswegen nicht verweiben.

Wer, für jemand; kömmt hin und wieder vor, als Sinng. 548.

Will Kirchenbilder wer zum Aergerniß anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutsch, kribbeln und wibbeln. (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt ꝛc.

Wiederkäufler, scheint bei unserm Dichter nicht sowohl einen, der etwas mit der Bedingung es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als blos einen zu bedeuten, der seine Waaren aus der zweiten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kaufet. Sinng. 2370.

Bubalus treibt stark Gewerbe mit viel pohlscher Ochsen Haufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mit samt den Ochsen kaufen.

Wiederlegen, für erwiedern, wieder erlegen. Sinng. 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem Andern schenken,

Ist wiederlegt genüglich, wenn andre dran gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unser Dichter sehr wohl, was sonst Zinsenzins heißet; anatocismus. Sinng. 1568.

Windey, heißet das unfruchtbare Ey, welches eine Henne legt, ohne daß sie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256.

Ein Windey legt die Henne, die keinen Hahn nicht hat ꝛc.

Das Wort scheinet nach Maßgebung des Griechischen gemacht zu seyn: ὀυριωον, ὑπηνεμιον, ζεφυριον ὠον.

Windlicht, so viel als Fackel: Zweite Zugabe 65.

Wenn die Frösch im Finstern quaren, zünde nur ein Windlicht an;
Ey wie werden sie bald schweigen ꝛc.

Wirr; einen wirr und irre machen, sagt Logau. Sinng. 2448.

Wirthlich. (IV. 42. 92.) Dieses Wort ist von dem Worte wirthschaftlich wohl zu unterscheiden: Wirthlich geht die Person, den Wirth an; wirthschaftlich geht die Sache, die Wirthschaft an. Also sagt man: wirthschaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieses Wort ist unserm Dichter fast durchgängig weiblichen Geschlechts; als Sinng.

1549. Desgleichen Sinng. 1684. Ein einzigesmal sagt er: Der Witz. Sinng. 2630.

Der Monden stellt sich vor die Sonne und
macht sie finster eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen, er-
streckt sich noch lang, noch weit.

Witzel, sagt Logau, wofür wir jetzt Witzling sagen. Sinng. 911.

Einen Doctor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Gümpel ꝛc.

Desgleichen, erste Zugabe 100.

Wenn ich meinen Sinngedichten, sie zu schrei-
ben, Ende gebe,
Mach ich Anfang, daß sich Witzel, sie zu
tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinng. 727.

Kühnheit und Vermessenheit
Bringt es öfters noch so weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbespracht, so viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII. 85.)

Wohlbewußt, der; mens conscia recti, das gute Gewissen. Sinng. 1966.

Bey dem Aergsten Bestes hoffen geht wohl
keinem an,
Der sich seines Wohlbewußtes nicht getrösten
kann.

Wohlfeilheit. Sinng. 265.

Wütig; voll Wut, wütend. Sinng. 846.

Die Kinder Gottes sind, sind, wie ihr Vater, gütig;
Die Satans Kinder sind, sind, wie ihr Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinng. 1093.

Wann sich mit Gewalt Unverstand verfreyt,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wunderthiere; ist noch gebräuchlich, und dient unserm Dichter zu einem Wortspiele. (IX. 55.)

Z.

Zankeisen, für Zänkerin. Sinng. 1404.

Zeihen, sich; ist das Gegentheil von sich verzeihen, Verzicht thun; (Siehe oben unter dem Worte verzeihen) auch ist es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt also im ersten Verstande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII. 30.)

Sagt, was wollen die sich zeihn,
Wenn sie eigennützig seyn?
Wenn sie das gemeine Heil
Messen nach dem eignen Theil? u. s. w.

Eben so sagt Opitz im Lobe des Kriegesgottes: v. 575.

„— — Was zeiht Achilles sich,
„Sich Nestor, seinen Hals zu setzen in den Stich,
„Ulysses gleichfalls auch? Achilles mag regieren
„Sein Land Thessalien ꝛc.

und im zweiten Verstande heißt es: Schuld geben; wie Luther es schon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Zeitfolge. Dieses Wort ist die Ueberschrift des 2429sten Sinngedichts; und bedeutet so viel als, die Kunst sich in die Zeit zu schicken.

Wer lieblich singen will, muß fallen bald, bald steigen;
Wer ruhig leben will, muß reden itzt, itzt schweigen.

Aus der ersten Zeile sollte man fast schließen, daß dieses Wort zu Logaus Zeiten ein musikalisches Kunstwort müsse gewesen seyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinnged. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutsche Zucht nicht will, die auch den Argwohn scheut.

Daher kömmt züchtig, bescheiden; in Zuchten und in Ehren; und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Pansa sehr deutlich erklärt finden: „Ich will es Euch „aufrichtig sagen, ein Stück schwarz Brodt, und „Zwiebeln dazu, schmecket mir in meinem Winkel, „wo ich für mich bin, und nicht so züchten darf, „eben so gut, als ein Truthahn in Gesellschaft „vornehmer Leute, wo ich ganz langsam essen, und „nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das Maul und die Finger abwischen muß, „und weder husten, niesen, noch gähnen darf, so „sehr mir es auch ankömmt."

2. proles, prosapia; in der Stelle, die unter verthun angeführet worden.

Zungenhonig, ein poetischer Ausdruck; bedeutet so viel als, schmeichelhafte, liebkosende Reden. Sinng. 774. Zungenhonig, Herzensgift!

2.

Anmerkungen zu Andreas Scultetus Gedichten.

1769.

Aus zwei Briefen an den Herrn Professor Zachariä.

Hamburg, 1769.

I.

Es ist so, mein Freund, wie Ihnen unser Ebert gesagt hat. Ich besitze schon seit geraumer Zeit, von einem deutschen Dichter, einem Schlesier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längst wieder vergessen hat, wenn er anders je außer den Mauern seiner Stadt bekannt geworden, verschiedene gedruckte

Stücke, die es sehr wohl verdienten, daß man sie, wenigstens auf einige Zeit, der Vergessenheit wieder entrisse.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geschlechtsname Scultetus kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bei dem Neumeister, noch John, noch irgendwo, die geringste Erwähnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich gewesen.

Das erste Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in dasiger Universitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitlieder meine Augen darauf lenkte. Der Titel versprach Bombast: Andreae Sculteti, Boleslavii, Oesterliche Triumphposaune. *) Doch er betrog mich auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulst in einem Gedicht, welches so abentheuerlich angekündiget ward, aufgestoßen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulst. Auch schrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit so oft gelesen, so oft vorgelesen, mir es so oft vorlesen lassen, daß ich jede gute Zeile darin getreulich aus

*) Gedruckt zu Breslau mit Baumannischen Schriften 1642 auf zwei vollen Bogen in Quart.

dem Gedächtnisse wieder herstellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mir sammt meiner Abschrift, alle auf einmal verschwänden.

Gleich der Anfang überraschte mich außerordentlich; und was mich damals überraschte, gefällt mir noch immer.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht: du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburth nur keinen Spott davon,
So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron;
— — — — —
— — — sein strahlumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor: so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute

See, Himmel, Erd und Luft, was immer
hören kann.

Das höre mich geneigt, mich Osterſängern an. Der wahre Ton des Opitz, wo er am meiſten Opitz iſt! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch ſtark, gewählt und doch natürlich.

In dieſer ſo demüthigen als zuverſichtlichen Anrufung kündiget der Dichter ſeinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Oſterſänger! Wozu auch deren mehr? Und ſo mit eins, voll von den Wundern und den ſeligen Folgen des großen Tages, den er beſingt, iſt er mitten in dem Lobe deſſelben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche ſeit dem ſchrecklichen Tage,

Da über die Natur Neptunus ſich erhub,
Und, was ſich regt, geſammt der Erde ſelbſt
begrub,
Da alles Waſſer war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieſer Tage ſtellt uns ſein flüchtiger, aber ſicherer Pinſel, mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuſchender iſt, als ein ganzes weitläuftiges Gemählde ſeyn würde. Der Tag

— — — — — da Iſraels Geſchlecht
Das Zeptervolk der Welt, des Ehenchres
Ziegelknechte,
Das Zuchthaus ſegneten; — —

der Tag, als den Amalek

— Gottes General, durch zweier Hände Bitten
Vielmehr, als Josua durch tausend welche stritten,
Die Flucht zu geben zwang; —

der Tag, als

— — — aller Himmel Gott
Den trüben Sinai mit Flammen sein Gebot
Herabgedonnert hat; —

der Tag, als

— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt; —

der Tag, als

Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —

der Tag, als

— du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum, auf Jesaias Wort,
Noch einmal hast besucht; —

welche Tage! Aber was sind sie dem Dichter alle, gegen den Tag seines Liedes? Und so wie sich ihm dieser Tag zu allen andern großen Tagen verhält: so auch der Held dieses Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmsten, mit ein oder zwey Worten; entwirft die Hauptzüge dessen,

der sie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, die Glorie desselben, nach dem Muster eines wahren alten Triumphes, zu beschreiben.

Es geschieht nach diesem Muster sogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung selbst ausgehen zu müssen, glaubet.

— — — — — Wie aber bei den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt.
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Versen Bilde
Hauptsächlich darzuthun.

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat seinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung ist sonderbar; aber die Bilder, zu welchen sie Gelegenheit giebt, sind größten Theils vortrefflich. Urtheilen Sie nach der Frage, mit welcher er ausbricht.

— — — — — wo blühte seine Pracht
Als Christus eingestallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln blos allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreuze.

Wie Jesus in der Luft die Arme weit gereckt
Und sich, die ganze Welt zu fassen, ausgestreckt.
Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tausend Tode stirbt, und tausend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt. Die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erschällt.

Denn ich überspringe diesen ganzen Ort, ob er gleich bei weitem den größten Theil des Gedichtes ausmacht, um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Prunkes und Jubels, mit welchem nun endlich der Dichter die Auferstehung Christi von der gesammten Natur feiern läßt, niederschreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig sind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern seines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet? —

— — — — — Die Werkstatt dieser Welt
Staffirt sich stattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Lustgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schießen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meistes könne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypern Blume blos,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
Behaget halb und halb, sich schamroth zu verstecken,
Und anderwärts zur Gunst den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Rest, so keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröstlich trat,
Und schienen allzumal, als hätten sie gebeten,
Ihr Herrscher wolle sie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantasie! welche Empfindung mit einer solchen Phantasie verbunden! Die Rose, die sich

lieber verstecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenlose Rest von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch ist die Beschreibung, welche der Dichter von der süßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, fast noch schöner.

Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Deliens Losier. Hier sausen hundert Zinken,
Hier wird das Meisterwerk zu steigen und zu sinken.
Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel summt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiste Theil verstummt.
Die Lerche bittet blos ihr Tiretireliren
Der Fugenkünstlerin hernach zu practiciren,
Und schweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort;

In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verloren.

Aber wie? Erinnern Sie sich wohl, bei einem von unsern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, fast von Wort zu Wort bereits gelesen zu haben?

In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch Kleist ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist.

Sollte es wohl möglich seyn, daß an eben derselben Sache zwei Dichter von selbst eben denselben kleinen Umstand bemerkt, und ihn von selbst mit eben denselben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Besonders, wenn der Umstand so wahr, so einleuchtend ist, und die Worte so ungesucht sind, als hier. Man sollte sich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem sich der Sänger badet, schwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl ist dieses der Fall hier nicht: sondern die Wahrheit ist, daß Kleist den gemeinschaftlichen Umstand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nämlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er

ihm

ihm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu seyn. Er machte mir öfters das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Sculteto vorzusagen, den ich nur im Gedächtnisse bei mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche sein Liebling geworden war. Als er mir daher sein Gedicht vorlas, sahe er mich bei dem Worte Lerche mit einem Lächeln an, das mir alles voraus sagte. Ich schlug vor Freuden in die Hände. Aber! setzte ich hinzu; ich bin fest entschlossen, über lang oder kurz meinen Dichter wieder drucken zu lassen. Und alsdenn? Freilich wird es immer Ehre genug für ihn seyn, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker gewesen, der — Mit nichten! fiel mir der beste Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich sodann blos als seinen Kopisten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu lassen. —

Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetischen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beschäftige, dessen geringste Eigenschaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie jetzt von jenem weiter nichts. Ich muß erst hören, welche Aufnahme er, auf diese Kundschaft, sich von Ihnen zu versprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich so viel meines altväterischen Geschmacks in Ihnen finde. — Und

nun sollen Sie auch alles wissen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und besitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entspricht, — wer kann wider das Schicksal? —

Es waren zehn Jahre und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen, als ich nach Schlesien kam. Dort in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt so nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er sich auf dem Titel seiner Oesterlichen Triumphposaune einen Bunzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen durfte. Die Schlesier (und ich liebe sie auch darum) sind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, durch die es fast zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, ein Schlesier geboren zu seyn. Aber bei wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann und nach meinem Bedünken der würdigste Zögling seiner Muse gewesen sey; die alle gestanden, daß sie seinen Namen von mir zuerst hörten. Selbst Gelehrte, die aus der Literaturgeschichte ihres Landes sich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Klose in Breslau nennen, deren ersterer sogar einen reichen Schatz von Opitianis besitzt, die entweder noch nie, oder wenigstens nicht in den Sammlungen der Opitzischen Werke gedruckt worden) — selbst diese

Männer hörten die österliche Triumphposaune bei mir zuerst; und wunderten sich nicht weniger als ich, von dem Virtuosen selbst nirgends die geringste Spur zu finden.

Ich schäme mich, Ihnen zu gestehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines Scultetus irgendwo wieder ansichtig zu werden. Endlich war ich so glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daselbst, theils in dem nämlichen zwei und vierzigsten, theils in dem nächst vorhergehenden Jahre, verfertiget und gedruckt waren. Doch auch diese gaben mir von dem Verfasser selbst weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten Christoph Colerus, damaligen Conrector des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau, gerieth, in welchem er sich für einen Schüler desselben bekennet; worauf mir endlich auch eine kurze poetische Condolenz an den Buchhändler Jacob in Breslau, über den Verlust seiner Gattin, aus dem Jahre 1640 von ihm aufstieß, die ich unter ähnlichen Condolenzen verschiedener Gymnasiasten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beiden diesen Umständen erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Herr Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnasiums für mich nachzuschlagen: und siehe da! so fand es sich wirklich. Der Dichter, dem ich so lange nachgespüret hatte, war

ein junger Gymnasiast; und alles, was ich zum Theil mit so vielem Vergnügen von ihm gelesen hatte, waren Versuche eines Schülers. Die Matrikel besagte, daß sein Vater ein Schuster in Bunzlau gewesen sey, und daß er den 25sten August 1639 auf das Gymnasium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rector Elias Major inscribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch sagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünschte lieber, daß ich Ihnen sagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Universität, gestorben seyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umstände, als der Tod, so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben ersticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch diese Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um so viel höher anrechnen mußte: so lernte ich zugleich seine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher sie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmste dieser Fehler ist das Bestreben überall Gelehrsamkeit zu zeigen, durch welches auch in seinem besten Gedichte verschiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anspielungen vor, die auch mir, seinem so fleißigen Leser, noch zu gelehrt sind: obschon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuschlagen. Wenn

ein Mann diesen Fehler hat: so ist es ekele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: so zeigt er von einem vollen Kopfe, und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern jetzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber manchem von unsern jetzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter seyn.

Eine von solchen schadloshaltenden Schönheiten bei unserm Dichter ist die Sprache, die so reich, so stark, so mahlerisch ist, daß sie nur mit der Opitzischen verglichen zu werden verdienet. Flemming und Tscherning, und wie sie alle heißen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bei weitem darin nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten, wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun selbst zu lesen, die ich Ihnen hierbei sende. Es stehet bei Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denselben einen Platz in Ihrer Sammlung *) gönnen: so können Sie wenigstens auf Eines Dank gewiß rechnen.

---

*) Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter ꝛc. Braunschweig 1771.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bei, wie ich Sie zu einer andern Ihnen bewußten Absicht ausgezogen habe: und auch mit diesen können Sie schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete!

Fragmente
aus
Scultetus Gedichten.

1.
Aus der
Oesterlichen Triumphposaune.*)

*) „Ich merke außer dem, was in den vorgesetzten Briefen von diesem Gedichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel, eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer steht, an welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse.“

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache blos Heerschaaren bedeutet, ohne weitern Zusatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bei den zeitverwandten Dichtern des Seultetus fast allgemein, und kann ihm insbesondere daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth, ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth, geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Jehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift als im Hiob und beim Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht; ꝛc. — —
— — — Des Welterleuchters Thron
— — — sein stralumzirktes Licht

Kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu seyn scheinet, als das bloße kein Mensch. So sagen sie auch Muterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bei den aus zwei Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete. Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen; und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjectivum erkläret werden muß, als eben dieses Wunderkraft: welches blos eine wunderbare Kraft, nicht aber die Kraft des Wunders bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sey in der physischen oder moralischen Welt, es sey in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge, oder die Beförderung unsers Beifalls, äußert.

Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken nicht,
Zeucht Wasser auch empor; ꝛc.
— — — Da Israels Geschlechte,
Das Zuchthaus segnete; wie das Erythr-Meer,

---

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des Lateinischen depsere, oder des gemeinen knäten; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken und genießbar werden kann. Etwas ähnliches schreibt der Dichter der Sonne in Absicht auf die Erde zu.

Das Zuchthaus segnete] Segnen hat einen guten und schlimmen Sinn, und begreift ursprünglich alles, was Feinde oder Freunde bei ihrer Trennung einander sagen und anwünschen. Daher heißt es auch überhaupt verlassen, sich von etwas scheiden, in welcherlei Gesinnung es auch sey. Und in dieser letzten Bedeutung steht es hier, wo man eben so wenig den Begriff der Verwünschung nothwendig damit zu verbinden braucht, als bei dem Segne Gott und stirb der Frau des Hiob. Das Wort entspricht in allem dem Hebräischen barac: oder vielmehr, nach diesem haben es die deutschen Bibelübersetzer einzurichten und verschiedentlich zu brauchen, sich die Freiheit genommen. Daß bei dem Segne Gott und stirb eben an kein Lästern und Ver-

An zweier Berge statt, das ausgepreßte Heer
Vermauert und verschanzt, hingegen dessen Wagen,
Der sich, nicht Gott, getrotzt, in einen Kloß geschlagen:

---

fluchen Gottes zu denken, hat auch unser neuester Uebersetzer des Hiob bestätiget. Aber ich bedaure fast, daß er darum für gut befunden, das Wort segnen überhaupt dabei nicht zu brauchen, sondern dafür zu setzen: „Sage Gott gute Nacht und stirb.“ Ich fürchte, daß dieses gute Nacht sagen mehrern zu gemein vorkommen dürfte. Vielleicht hätte es noch eher heißen können: Scheid ab von Gott und stirb. Die deutschen Bibelübersetzer vor Luther brauchen in dieser Stelle, anstatt segnen, gesegnen, und sagen: Gesegne den Herrn und stirb. Ich gebe zu, daß weder das eine noch das andere in diesem Verstande ursprünglich Deutsch ist; aber jenes ist es doch nun einmal geworden, und die Stelle unsers Dichters zeigt, was für ein guter kräftiger Gebrauch sich davon machen läßt.

in einen Kloß geschlagen] Die gemeine Sprache sagt dafür in einen Klumpen schlagen; und der Dichter hat den Klumpen blos veredeln wollen. Es sind aber Klumpen und Kloß nicht völlig einerley; Klumpen kann von jeder Masse gesagt werden, von Bley, von Thon: aber ich

Das war ein großer Tag ꝛc.
— — — die Tage sind beklieben ꝛc.
— — — Die Tage geben Schein,

---

zweifle, ob auch Kloß. Denn bei den Alten ist Kloß das eigentliche gleba, ohne die unnöthige Verlängerung in Erdkloß oder Erdenkloß, die es in den neuern Zeiten bekommen. So sagt Luther: (Hiob. XXXVIII. 30.) Wenn der Staub begossen wird, daß er zu Haufe läuft, und die Klöße an einander kleben. Die ältern Uebersetzer haben für Klöße in dieser Stelle das Wort Schollen.

sind beklieben] Das Wort bekleben oder bekleiben scheinet sich, sowohl in seiner eigentlichen, als tropischen Bedeutung, ganz aus dem jetzigen Gebrauche verlieren zu wollen. In der eigentlichen Bedeutung hört man fast durchgängig dafür sagen, kleben bleiben: und in der tropischen, z. E. von Bäumen, welche Wurzel gefaßt, von Blüthen, welche stehen geblieben und zur Frucht gediehen, kömmt es bei Schriftstellern noch weniger vor, als in dem mündlichen Gebrauche. Gleichwohl ist es ein gutes bedeutendes Wort, welches die Alten sogar von dem Samen in der Mutter gebraucht; daher Mariä Bekleibung für Mariä Empfängniß, wovon die Exempel beim Frisch und Haltaus nachzusehen.

Weil auf der kranken Welt nur Tage werden seyn.
Da sich der Wolken Feld gesteint hernieder ließ,
— — — Wie Ehud Gott gerochen,
Dem Fürsten das Rappier in seinen Wanst gestochen,
Ganz Moab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
Dem Sissera das Kraut um beide Schläfe schlug, ꝛc.
Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,
Wo Isaac jener Zeit den Holzstoß angeschaut:

---

kranken Welt] Krank heißt überhaupt schwach, hinfällig, vergänglich; und ward vor Alters nicht blos von der Schwäche eines animalischen Körpers gebraucht.

gesteint hernieder ließ] So viel als, in Steinen, im Steinen hernieder ließ; welche Umschreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem Lateinischen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

Rappier] hieß sonst nicht blos, wie es jetzt heißt, ein Fechtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet: sondern überhaupt ein jeder langer Degen.

das Kraut um beide Schläfe schlug] Jael schlug dem Sissera einen eisernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzusehen.

jener Zeit] So viel als, ehedem, vor diesem,

Der Tag erstirbet nicht. ꝛc.
— — — wie Syrien verblich
Und vor der Handvoll Volk aus Israel entwich.
Wie du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum noch einmal hast besucht; ꝛc.
Wie das verwaiste Kind, die Esther, mit der Schöne

---

zu jener Zeit. Dieser adverbiale Genitivus ist bei den Schlesischen Dichtern sehr gebräuchlich. So sagen sie alter Zeit, für vor Alters; dieser Zeit, für anitzt. S. das Wörterbuch über Logau.

erstirbet nicht] Ersterben heißt, nach und nach, endlich sterben; welche Nebenbedeutung das vorgesetzte er mehrern Zeitwörtern giebt, als, erhören, erreichen.

verblich] Verbleichen heißt hier so viel als blaß werden, erblassen, nämlich vor Furcht und Schrecken.

den überschifften Ort] Ein schönes und hier mahlerisches Beiwort, für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe schon zurückgelegt hatte. Auch die lateinischen Dichter brauchen, wie bekannt, tranare für transvolare. So sagt Virgil vom Merkur: et turbida tranat nubila.

mit der Schöne] Die Schöne heißt hier so viel als, die Schönheit. Es ist hinter dem Logau bereits angemerkt, und mit Exempeln bestätiget worden, daß es den Schlesischen

Den Ahasverus fing, ꝛc.
— — — Was aber sind die Tage? ꝛc.
Ob ihrer tausend noch, auch drüber, möchten seyn,
So überwiegt sie doch dies Osterfest allein,
— — — Der Held, vor dem die Helden,
Wie viel man ihrer zählt, sich keinesweges melden,
Des Peleus Brudern Sohn, der König in Hyant,
Und der vor beiden ihm den größten Ruhm errannt,
Verdorren an Beruf ꝛc.
— — — Wie aber bei den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,

Dichtern sehr gewöhnlich ist, das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

verdorren an Beruf] Beruf wird jetzt lediglich für die Ernennung, Aufforderung zu einem Amte, oder für das Amt selbst gebraucht. Gleichwohl war es auch ehedem in dem Verstande, in welchem es der Dichter hier braucht, allerdings gewöhnlich; ob schon weder Frisch noch Spate davon etwas sagen. Man darf desfalls aber nur den Henisch nachschlagen, welcher berufen durch berühmt, celebris, und Beruf durch Lob, Ehre, celebritas erklärt und übersetzt.

der Schauplatz mit Flecken-ward

Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde,
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Verse Bilde
Hauptsächlich darzuthun ꝛc.
Was kann geringers seyn als Krippen, wo er blinkt? ꝛc.
Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
Dem Hüter Israels, ꝛc.
Herodes aber schnaubt, hat Gott und sich vergessen,
Läßt

---

schattirt] Die Wahrheit ist, daß den Triumphatoren oft in sehr beißenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem sie Lorbeern eingesammelt, auch von ihren Thorheiten und Lastern zu sagen wisse. Z. E. dem Cäsar bei dem Gallischen Triumphe: Aurum in Gallia u. s. w. Unser Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laster hier bloße Flecken, und den schimpflichen Vorwurf derselben ein bloßes Abschattiren: wie man leicht begreift, von wegen seiner eignen Anwendung.

begeben ihre Waffen dem] Einem etwas begeben, hieß sonst: einem etwas abtreten, überlassen. Als ein Reciprokum brauchen wir begeben, mit dem Genitivo der Sache, noch in diesem Verstande.

Städte

Läßt das Ermordeschwerd viel Städtvoll Kinder
fressen,
Verdringet den Saturn ꝛc.
Das Amt erfodert ihn. Er läßt sich diesen
taufen,
Der durstig vor ihm her den Glauben auspo-
saunt,
Und auf der Frevler Kopf gehagelt und kartaunt.
Hierauf erhebt er sich in Gottes Opferhaus,
Und peitscht den Unterschleif des Kramervolkes
aus.
— — — Der Achelous hört,

Städtvoll] Ist nach dem gewöhnlichen Handvoll, Mundvoll, von dem Dichter gemacht.

verdringet den Saturn] Verdringen, gleichsam von seiner Ehrenstelle, heißt hier, in Vergessenheit, in mindere Achtung bringen.

kartaunet] Aus Kartaunen auf sie geschossen! möchte hier wohl zu kühn seyn. Indeß geht das Zeitwort von Kartaune unsern Wörterbüchern insgesammt ab.

den Unterschleif des Kramervolkes] Unterschleif bedeutet seiner Ableitung nach etwas, das mit unter schleift, mit unter schlupfet: und mich dünket dieses Wort hier sehr

Wie taub er immer ist, und ob er alle stört,
So liebekoßt er ihm dem Fürsten seiner Welten ꝛc.
— — — Der Lazar wird erweckt
Und dankt den Würmen ab ꝛc.

---

gut gebraucht. Eine Art von Krämerei und Wechsel war, zu Erkaufung des Opferviehs, zu Einwechselung des h. Sekels für die ankommenden Fremden, in dem Tempel zu Jerusalem gewissermaßen nöthig. Aber unter diesem Vorwande hatten sich ohne Zweifel alle Arten von Verkäufern und Wucherern mit eingeschlichen: und es war mehr der Mißbrauch, als der eigentliche Gebrauch, welcher Christum in den heiligen Eifer setzte.

stört] Aus Exempeln beim Frisch kann man sehen, daß stören sonst eigentlich von Sturm und Ungewittern gebraucht worden; von welcher Bedeutung sich vielleicht auch hier noch ein Rest annehmen läßt.

und dankt den Würmen ab] Sehr nachdrücklich! Einen abdanken und einem abdanken ist indeß nicht einerlei: einen abdanken, heißt einem Abschied geben; aber einem abdanken, heißt von einem Abschied nehmen. Der Pluralis von Wurm hieß Würme; welches ohnstreitig richtiger und wohlklingender ist, als unser Würmer.

— — — Jerusalem erschallt,
Die Straße wird bekränzt, ihr Hosianna hallt,
Das weil es wächst, verbricht ꝛc.
— — — Die Juden reißen ihn
Vor Hannas Richterstuhl. Der schickt ihn vor die Priester,
Wo dieses Priester sind, das Rhadamantgeschwister,
So bei dem Caiphas hier die Unschuld ingesammt,
Und sich hiedurch selbselbst, zum Tode hat verdammt. —
Er steht zum Leiden keck; darob die schwarze Nacht
Und Cinthia verblaßt, bis Venus Post gebracht,
Ihr Hoffeherr sey da ꝛc.
Das Tageslicht erschrickt, — —

---

verbricht] D. i. zum Verbrechen ausgelegt wird.

selbselbst] Weil die Schlesier selbander, selbdritte, und so weiter sagen: so haben sie geglaubt, auch selbselbst sagen zu müssen, um alle Mehrheit schlechterdings zu verneinen.

ihr Hoffeherr sey da] Ohne Zweifel daß der Dichter hiermit auf den versprochenen Stern aus Jacob sieht, den er die Venus, oder den Morgenstern, ihren Hoffeherrn, oder ihren Herrn der Hoffnung, nennen läßt.

Wie seine Mutter kocht, die zwischen Furcht und Zagen
Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Ihr Herze pocht und schwürt; ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt; ꝛc.
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.

---

kocht] Diese metaphorische Bedeutung des Worts kochen von Beängstigten, von Zornigen, Sterbenden, bei welchen alles in dem tiefsten Aufruhre ist, dünkt mich sehr schön.

mit Kummer] Heißt hier so viel als kaum; und man sollte es für die Uebersetzung des Französischen à peine halten, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit nach kaum selbst von kumm, dem Stammworte von Kummer, herkäme.

ihr Herze pocht und schwürt] Ich bin ungewiß, ob schwürt hier so viel heißen soll, als schwäret, oder als schwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung, und besonders von dem daher entstehenden Klange, gesagt wird.

nach Donnerart erschällt] Erschallen

Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne
schauen; ꝛc.
— — — Das Bauwerk will verblinden,
Die Felsen bersten auf; — — —
Ein Herold fuhr herab. Der Christgetauften Sonne
Ging mit der Sonnen auf. Der Himmelsfackeln
Chor
Verblendet Cynthius: ihm schimmert Christus vor.
— — — Der Erden Augenschein
Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein.

---

heißt erschallen, ertönen machen. Hier aber sieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinsten Theile eines Körpers, durch welche der Schall entsteht, als auf eine sinnliche Vernehmung desselben.

das Bauwerk will verblinden] d. i. Dunkel und Nacht will sich durch den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden ist ein Verbum activum; verblinden aber Neutrum: jenes heißt blind oder finster machen; dieses aber blind oder finster werden. Wenn man die Fenster verblendet: so verblindet das Gebäude.

ihm schimmert Christus vor] Einem vorschimmern heißt hier, einen an Schimmer übertreffen.

Greift an der Majestät dem blauen Bogen ein] Für, einem in etwas ein-

— — — Der Erden Luftgehege
Besetzt ihm um und um mit Blumen seine Wege.
Violen schießen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamonerfrucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen
Die Aecker hegen Streit, wer meistes könne blühen,
Den Festtag zu begehn. Der Cypernblume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verschloß,
Behaget halb und halb sich schamroth zu verstecken ꝛc.

---

greifen, sagen wir jetzt weit matter, einem in etwas Eingriff thun.

auf den Schlag] d. i. nach Art und Weise.

des Rindes lange Mühen] Ich zweifle, ob sich der Pluralis von Mühe sonst wo finden dürfte: und doch steht er hier so schön als kühn.

verschloß] Ich bin ungewiß, ob verschloß hier so viel heißen soll, als umschloß; oder ob es nicht vielmehr von verschleißen gemacht ist. Verschleißen aber ist so viel als zerreiben, zunichte machen, welches der Dichter von der Mutter der Rose, der Dornhecke, welche das Haupt Christi zerritzte, wohl könnte gesagt haben.

— — — Das hohle Luftgefilde
Erzeigt sich im Geruch und kühlen Adern milde.
Der Aeol unternimmt des Eurus Donnerwind;
Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Delius Losier. Der Himmel — —
Putzt seine Flammen auch — — —

---

kühlen Adern] Adern wird von allerlei Gängen und Zügen gesagt: warum nicht also auch von der strömenden, nach einer gewissen Gegend sich bewegenden Luft?

Aeol unternimmt] Sollte nicht unternehmen hier das Lateinische intercipere ausdrücken, und überhaupt so viel als carcere cohibere seyn? welches dem Aeolus in Ansehung der stürmischen Winde von den Dichtern beigeleget wird.

Losier] Oder wie wir es jetzt aussprechen Loschier, als ob es nothwendig von dem Französischen Loge oder loger herkommen müßte. Es könnte aber leicht seyn, daß es ursprünglich doch Deutsch wäre, und eigentlich eine durch das Loos angewiesene Wohnung, dergleichen die Wohnungen der Soldaten ehedem gewesen, bedeute: so wie der Spate vermuthet.

— — — Daß nichts erfodert werde,
So tritt auch Pegasus, ein Ausbund aller Pferde,
Mit Uebermuth hervor ꝛc.
Jedoch verstirne dich, du blaues Silberdach! ꝛc.
Beweste, Juno, dich, beblumet euch ihr Auen,
Noch wird euch an Gestalt, der heute triumphirt,
Weit überlegen seyn ꝛc.
— — — die Wangen feuren ganz
Und sämen, wie Rubin und Chrysolithen, Glanz;
— — — Er brennet ganz und gar,
Die Blöße ziert ihn aus. Der Glanz besteht zum Kleide ꝛc.

---

daß nichts erfodert werde] Daß nichts mangle, nichts vermißt werde. Denn was mangelt, pflegt erfodert zu werden: das Vorgehende für das Nachfolgende.

beweften] Beweften heißt dem Dichter so viel, als sich mit Westen, Westwinden versehen, nur die sanftesten, lieblichsten Winde wehen lassen.

sämen] Ist ohnstreitig das natürlichere Zeitwort von Samen; und meinem Bedünken nach, auch wohlklingender als säen, welches einen so unangenehmen Hiatus in sich hat.

der Glanz besteht zum Kleide] Bestehen, wenn es von flüßigen Dingen, der-

gleichen auch der Glanz zu seyn scheinet, gesagt wird, heißt so viel als gerinnen, gefrieren, oder sonst eine Art von Festigkeit gewinnen. Was könnte also schöner gesagt seyn, als, der Glanz besteht zum Kleide? der Glanz selbst, ward das Kleid.

2.

Aus dem Gedicht:

Blutschwitzender und Todesringender Jesus. *)

Die (Jünger) schnarchen unbesorgt. — —
Vor andern bläht sich auf der Petrus, käucht und schnaubet,

*) Dieses Gedicht ist gleichfalls bei Baumann zu Breslau auf zwei Bogen in Quart gedruckt, aber ohne Jahrzahl. Es ist von geringerem Werthe, als das vorhergehende; ich vermuthe, daß es daher auch eine frühere Geburt des jungen Dichters gewesen. Es hat ungleich mehr Schülerhaftes; und dem ohngeachtet manche sehr glückliche Zeile, und manches sehr malerische Bild.

Stößt um sich, strampfelt, schlägt, knirscht mit den Zähnen, baumt
Mit andern Gliedern hoch, weil ihm nicht anders traumt ꝛc.

— — — So wird kein Balsam fließen,
Als hier durch Haut und Fleisch dein Lieferblut sich dringt, ꝛc.

Baumen] oder bäumen, sich in die Höhe strecken, wird jetzt als ein Reciprocum nur noch von Pferden gebraucht. Die Italiener sagen alborarsi in dem nämlichen Verstande.

Lieferblut] so viel als geliefertes, d. i. geronnenes, coagulirtes Blut. So sagt auch Flemming: Geliefert Blut und Eiter rinnt häufig von ihm weg.

3.

Ueberschrift.

Auf den Namenstag

Herrn Balth. Zoffels,

Kaiserl. Raitraths.

Raitrath] ist so viel als, Rath bei der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus sagt von diesem Zoffel, daß er des Opitz Freund gewesen und von ihm Gedichte besessen. Ich kann mich nicht erinnern, ob unter den gedruckten Opitzischen Gedichten etwas an ihn vorkömmt.

V.

Gesammelte Vorreden.

1.

Zu

Johann Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften.

1752.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter uns so bekannt seyn, als Johann Huarte, nicht sowohl nach seiner Person, als nach seinem Werke, dessen Uebersetzung wir hier liefern. Denn in Ansehung jener trifft der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyere, auch an ihm ein! viele kennt man, und viele sollte man kennen.

Unzählige Halbgelehrte haben sich mit ihren Geburtstagen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen; nur einem Mann, der über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts gemeinem beschäftigte, und kühn genug war, neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darin, da doch die geringsten seiner Lebensumstände auf den und jenen Theil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten. Unterdessen können gleichwohl meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzutheilen, als sich hier und da auftreiben lassen. Ich will es thun; man schreibe mir es aber nicht zu, wenn sie nur allzu trocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huarte wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra, an dem Flusse Neve, geboren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines Werks natural de Sant Juan del pie del Puerto genannt hat. Seine Geburtszeit ist desto ungewissser; und Antonius in seiner spanischen Bibliothek weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebt habe. Wer sie ein klein wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Muthmaßung. Das Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen, in welchem der Verstand alle diejenige Stärke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das ein und dreißigste bis zum ein und funfzigsten Jahre. Wenn man

nun glaubt, wie man es mit größter Wahrscheinlichkeit glauben kann, der, welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum erstenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 geboren sey. Und wenn man sich auf die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt; so wird es nicht schwer fallen, eine wahrscheinliche Muthmaßung anzugeben, wie unser Huarte als ein Spanier, außer seinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, sey geboren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien, Ferdinandus Katholicus, den päbstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen, und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra gesetzt hat? Wie leicht kann es also nicht seyn, daß die Aeltern unsers Huarte's mit der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares studirt habe, ist aus dem einigermaßen zu schließen, was er von dem Leichenredner des Antonius Nebrissensis erzählt; ob es gleich nach dem Jahre, welches wir unterdessen für sein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich ist, daß er selbst könne dabei gewesen seyn, indem Antonius schon 1522 gestorben ist. Er mag nun aber hier, oder in Salamanca studirt haben, so ist es doch gewiß, daß er sich besonders der Arzneikunst gewidmet, und in

dieser Facultät die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt, und sich größtentheils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch gestorben ist. Von der Zeit seines Todes aber weiß ich nichts, als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das ist es alles, was ich von seinem Leben sagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beifügen, welche wenigstens ihres Lächerlichen wegen, angemerkt zu werden verdienet. Huarte hat das Unglück gehabt, unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligman, welcher in seiner Sciagraphia virium imaginationis von ihm schreibt: Huartus, Hispanus, se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus. Diesen wunderlichen Irrthum zu widerlegen, darf ich den Leser nur auf das verweisen, was Huarte (auf der 56 Seite) von einem wahnwitzigen Pagen erzählt; und sogleich wird man ohne mein Erinnern sehen, daß der, welcher erzählt, mit dem, von welchem erzählt wird, entweder von dem D. Seligman selbst, oder dem le Grand, auf dessen natürliche Geschichte er sich beruft, sey verwechselt worden.

So wenig ich von des Huarte's Leben zu sagen gehabt, so viel würde ich von seinem Werke sagen können, wenn es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in seiner Sprache Examen de Ingenios para las sciencias überschrieben. In Deutschland ist es unter dem Namen

Scru-

Scrutinium ingeniorum bekannt geworden. Dieses nämlich ist der Titel der lateinischen Uebersetzung, welche Joachim Cäsar, oder, wie er sich durch die Buchstabenversetzung nennt, Aeschäcius Major, 1612 herausgegeben. Dieser Mann hat seine Sachen allzu gut machen wollen, indem er die spanischen Ausgaben, so viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, sondern auch alle zugleich zum Grunde seiner Uebersetzung gelegt hat. Huarte war einer von denjenigen Gelehrten, welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wissen. So oft seine Prüfung aufgelegt wurde, so oft sah sich die eine Ausgabe der andern fast nicht mehr ähnlich. Er änderte, er strich aus, er zog ins Enge, er setzte hinzu. Anstatt nun, daß sich der lateinische Uebersetzer blos nach der letzten Ausgabe hätte richten sollen, so hat er alle in eine zusammen geworfen, und an den meisten Orten das Werk so dunkel, verwirrt, und widersprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Ekel lesen kann. Darf man sich also wundern, daß er sich durch dieses Verfahren sogar in den Verdacht gesetzt, als habe er sein Original verfälscht, und von dem seinigen vieles hinzugesetzt? Ich würde ihm überdies noch Schuld geben, daß er an unzähligen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieses nicht für einen Kunstgriff, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, ansehen möchte. Wenigstens aber wird mir dieses zu sagen vergönnt seyn, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich an eine deutsche Uebersetzung gemacht, eben

der geringe Werth der lateinischen, an der man sich bisher hat müssen begnügen lassen, gewesen sey. Das Buch an sich selbst hat seine Vortrefflichkeit noch nicht verloren, obgleich die Art zu philosophiren, welche man darin antrifft, jetzt ziemlich aus der Mode gekommen ist. Es ist immer noch das einzige, welches wir von dieser Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrsamkeit ganz unbeschreiblich ist, haben. Und so gewiß es ist, daß Väter und Lehrer unzählliche Wahrheiten, welche viel zu fein sind, als daß sie durchgängig bekannt seyn sollten, daraus lernen können, so gewiß ist es auch, daß man mir nicht etwas überflüßiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wenn übrigens Huarte auf der 88 Seite dieses Werks behauptet, daß es nur den großen und erfindenden Genies erlaubt seyn sollte, Bücher zu schreiben, so muß er sich ohne Zweifel selbst für ein solches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach seinen eigenen Grundsätzen beschreiben, so würde man von ihm sagen müssen: er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meynungen, er beurtheilt und treibt alles auf eine besondere Art, er entdeckt alle seine Gedanken frei, und ist sich selbst sein eigener Führer. Man weiß aber wohl, daß solche Geister auch auf unzählige Paradoxa verfallen; und der billige Leser wird sich, deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen, nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfassers, man überlege seine Religion, so wird man auch von seinen Irrthümern nicht anders als gut urtheilen können. Mit den allzugroben aber, welche

so beschaffen sind, daß sie bei der jetzt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen, und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens mit einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

2.

Zu
Marigny Geschichte der Araber
unter der
Regierung der Kalifen.

1753.

Die Ursachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, diese Geschichte der Araber zu schreiben, sind eben die Ursachen, welche mich bewogen haben, seine Arbeit zu übersetzen.

Er fand in seiner Sprache sehr wenig Nachrichten von einem Volke, dessen Thaten unserer Neugierde nicht unwürdiger sind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen fast gar keine deutsch.

Was er in andern, besonders in den gelehrten Sprachen davon fand, waren zerstreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich selbst darauf gerathen seyn, wenn er mir nicht zuvor gekommen wäre.

Er stellte sich dabei einen Rollin zum Muster vor. Und schon dieses Muster kann ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er suchte die bequemsten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben so ergötzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leser nirgends den Faden der Geschichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Untersuchungen, die nur denen angenehm seyn können, welche die Historie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieses die Kunst wohl zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken, werde in seiner Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wenn sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeugen.

Hieraus wird man also leicht sehen, für wen unser Abt eigentlich geschrieben. Er schrieb nicht, um selbst eine Quelle in der arabischen Geschichte zu werden. Und wie hätte er dieses werden können, da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache selbst gestehet? Er schrieb nicht, um sein Werk zu einer Vorrathskammer aller chronologischen Wider-

sprüche, aller verschiedenen Erzählungen, aller auch der geringsten Umstände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geschriebenen Geschichtbüchern, aufgezeichnet wird.

Er schrieb nur für die, welche aus der Geschichte jene große Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene große Männer, die diese Veränderungen verursacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtniß, sondern auch den Verstand beschäftiget. Er schrieb insbesondere für Leute, welche deswegen, weil sie keine Gelehrte von Profession sind, von Lesung der Bücher, und besonders historischer Schriften, eben nicht wollen ausgeschlossen seyn. Er schrieb für die Jugend, bei welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erst das Wesentlichste bei den wichtigsten Epochen bekannt macht.

Alles dieses giebt unser Verfasser in seiner Vorrede deutlich genug zu verstehen: und es hat an Männern nicht gefehlt, welche seine Absicht, und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht, gelobt haben.

Diese Lobsprüche anzuführen, würde man einem Uebersetzer, welcher sein Original gern geltend machen will, erlauben müssen. Allein ich habe nicht Lust, mir diese Begünstigung zu Nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieser Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen ausgesetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher sich mit Recht beinahe ein dictatorisches Ansehen in der Geschichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftsteller erworben, hat bei Gelegenheit seine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft ist. Beinahe hätte mich der Tadel dieses Gelehrten, dessen Verdienste vielleicht niemand höher schätzt als ich, mitten in meiner Uebersetzung zurückgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es sehr gut gewesen wäre. Muß ich mich nicht also rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menschen halten soll, dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut seyn?

Der Herr D. Baumgarten legt, in dem vier und dreißigsten Stücke der Hallischen Anzeigen vom Jahre 1761, unserm Verfasser dreierlei zur Last. Er erinnert verschiedenes wegen seiner Quellen; er beschuldiget ihn einer Verstümmelung seiner Geschichte; er giebt ihm die augenscheinlichsten und gröbsten Fehler Schuld. Ist wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geschichtschreibers vollkommen zu machen?

Der erste Punkt betrifft die Quellen. „In „der Geschichte der Araber, sagt der „Herr D., sind zwar D. Herbelot, und „die Uebersetzung vom Ockley und El„macin seine besten Quellen; doch „verachtet er den ersten auf Renaudots Versicherung bei aller Gele-

„genheit, und zieht dieses letztern „weit unrichtigere Erzählungen den „Nachrichten des erstern vor, dem „andern aber verschweigt er sorgfäl„tig, und führt den Alvakedi an dessen Statt an, unerachtet er bei der „gänzlichen Unfähigkeit, arabische „Schriftsteller zu Rathe zu ziehen, „aus Assemanni, Schultens, Salems „und anderer Arbeiten richtigere und „fruchtbarere Hülfsmittel entlehnen „können.“ Hier liegen in der That eine Menge Beschuldigungen beisammen, welche aber so ineinander verwickelt sind, daß ich fast nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten soll. Ich will es durch Fragen versuchen. Ist es denn nicht wahr, daß die orientalische Bibliothek des Herbelot ein Werk ist, wo man fast auf allen Seiten Fehler und Widersprechungen antrifft? Ist denn Renaudot der Einzige, der dieses gesagt hat? Muß man eben so stark in den orientalischen Sprachen seyn, als Herbelot war, um seine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige schon einem jeden Lesenden, wenn er ihn nur mit sich selbst vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley schon unzähliges an ihm ausgesetzt? Und ist es denn wahr, daß ihn Marigny bei aller Gelegenheit verachtet? Bedient er sich nicht seiner Nachrichten an sehr vielen Stellen? Thut er etwas anders, als daß er, nach Maßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutsamkeit zu lesen, weil er nicht selbst die letzte Hand an sein Werk habe legen können? Ferner:

wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Ist dieses nicht eine offenbar falsche Beschuldigung? Macht er jenen in seiner Vorrede, auf Versicherung seines Renaudots, nicht weit verdächtiger, als diesen, indem er ihn als eine von den falschen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verschiedene Irrthümer geschöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Assemanni, eines Schultens, eines Salens ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er sie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Ist es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin seine besten Quellen sind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius selbst, und andere, die er sich weit mehr als jene zu Nutze gemacht hat, nicht eben so gute Quellen? Ist es denn seine Absicht gewesen, alles zusammen zu tragen? Das einzige, was unter allen diesen Beschuldigungen Grund hat, ist dieses, daß er den Alvakedi anstatt des Ockley angeführt hat. Doch auch hierin ist er zu entschuldigen; denn da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache nicht läugnet, so kann er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leser zu überreden, als habe er selbst die Handschrift dieses Geschichtschreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deswegen gethan haben, um ohne Umschweife sogleich den eigentlichen Währsmann seiner Erzählungen anzuführen. Gesetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, so würde mehr sein moralischer Charakter, als die Güte seiner Schrift darunter leiden. Und ist es denn so etwas unerhörtes, wenn ein Gelehrter seine nächsten Quellen ver-

schweiget, und wenn er sich wohl gar Mühe giebt, sie so wenig bekannt werden zu lassen, als möglich?

Ich komme zu dem zweiten Punkte, worüber sich der Herr D. Baumgarten folgender Maßen erklärt: „Der Inhalt der Geschichte der „Araber unter den Kalifen, ist der „Aufschrift gar nicht gemäß: indem „er weder von den Veränderungen im „eigentlichen Arabien unter der Re„gierung der abassidischen Kalifen zu „Bagdad, noch auch von der ommia„dischen Geschlechtsfolge der Kalifen „in Spanien, ingleichen den Alida, „Moraviden, oder Marabuts, und an„dern Reichen der Araber, auch nur „so viel Nachricht giebt, als er aus „Büchern nehmen können, die in je„dermanns Händen sind, und der Auf„schrift zu Folge allhier billig er„wartet wird." Auf diese Beschuldigungen überhaupt zu antworten, so bitte ich zu erwägen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müssen geherrscht haben, wenn er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich stückweise einlassen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geschlechtsfolge der Abassiden so wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeschichte hätte abreißen sollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem so engen Verstande, daß er niemals die wirklichen gebornen Araber aus dem Gesichte lassen müssen? Oder versteht er vielmehr unter den Arabern dieje-

nigen orientalischen Völker, welche sich zu dem Glauben des Mahomets bekannten, und diesen mit dem Schwerte ausbreiteten? War es also nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten, (das ist, derjenigen, welche von dem größten und vornehmsten Theile der Muselmänner für rechtmäßig erkannt wurden,) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzählte? Ist es nicht genug, wenn er dieser kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in so ferne sie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was besonders die Moraviden anbelangt, so kommt mir dieser Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geschichte der Sachsen zu beschreiben unternimmt, zur Last legen wollte, daß er nicht, aus der Geschichte von England, die sieben sächsischen Königreiche zugleich mit beschrieben habe.

Doch es scheint, als ob der Hr. D. Baumgarten selbst diese anscheinende Unvollständigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß diese Zerstümmelung noch erträglich seyn würde, wenn die gelieferten Theile derselben nicht mit den unverantwortlichsten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das ist viel. Doch der Herr D. ist kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt; er rechtfertiget also diesen Vorwurf folgender Gestalt. Nur eine, sagt er, der augenscheinlichsten und gröbsten anzuführen, so wird im zweiten Theile Seite 488. Ibrahim Ebn Mo-

hammed für einen Aliden, oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch versichert, daß die Anhänger des Ali sowohl als des Abbas, denselben für den ächten Imam erkannt haben; da nicht nur dieser Ibrahim unter die zwölf Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, sondern auch unstreitig ein Abassiде, und des ersten abassidischen Kalifen, Abdalla Muhammed Abulabas, leiblicher Bruder gewesen. Welcher Irrthum aller Wahrscheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfasser irgendwo gefunden, dieser Ibrahim sey Muhammeds Sohn, Ali Enkel, gewesen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadick für ihren Imam erkannt haben. Ich würde ein verzweifelter Wagehals seyn, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieses kann ich ganz sicher behaupten, daß die Critik des Herr D. Baumgartens hier auf eine Stelle gefallen ist, die man den Augenblick rechtfertigen kann. Es ist wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des ersten abassidischen Kalifen. Marigny weiß dieses selbst, (s. 2ter Theil, Seite 493.) und muß es also gewußt haben, daß er seiner Geburt nach kein Nachkomme des Ali seyn konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Hrn. D. Baumgarten angeführten Orte diesen Fehler, und nennt ihn einen Aliden? Ich begreife nicht, wie sich ein so gelehrter Mann an eine so bekannte

Zweideutigkeit hat stoßen können. Heißt denn Alide blos ein Nachkomme des Ali, oder bedeutet es auch einen, welcher des Ali Parthei hält, und nur diesen für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abassiden bei der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, so wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeschützt hatten? Und sind in dem letzten Verstande nicht jetzt noch alle Perser Aliden, ohne daß sie wirkliche Nachkommen des Ali sind? Diese Entschuldigung ist zu überzeugend, als daß ich mich länger dabei aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich sehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern frei sprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wissen, wie diese in der arabischen Geschichte aussehen, so darf man nur die chronologischen Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Herr D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutscht geliefert hat, nachsehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein häßlicher Fehler liegen sollte. Da soll Abubeker den Izdegerd geschlagen, getödtet und sich seines Reichs bemächtiget haben; da soll die Stadt Damaskus von dem Omar seyn erobert und geplündert worden; da sollen die Saracenen in Aegypten eher eingedrungen seyn, als sie Jerusalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moschee zu Jerusalem ermordet, und was dergleichen

unsinnige Verfälschungen mehr sind. Der Herr D. Baumgarten muß sie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl versichert er uns, daß die Compilation des Dufresnoy schön und nützlich sey. Mit wie viel besserm Grunde wird man, bei einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben diese Versicherung von gegenwärtiger Geschichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünschen, daß der Beifall der Leser meiner Versicherung nicht widersprechen möge. Das Publikum ist in solchen Sachen immer der beste Richter.

3.

Zu

dem ersten und zweiten Theile

der

vermischten Schriften.

1753.

So sind die Schriftsteller. Das Publikum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, ist natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr aussetze, dasjenige

alphabetweise zu verlieren, was ich bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sey, das ist eine andere Frage. Wenn der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwei Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. *) Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deswegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste seyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich griff ihr so gar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sey.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweiten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen,

und

*) Sie stehen nun verbessert in dem ersten Theile dieser Sammlung.

A. d. H.

und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger seyn können; wenn ich nämlich alles durchgestrichen, oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag darum seyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß sich die Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Weib und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? = = Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei seyn. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weiß, daß auch andere so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn

H * * überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerausserordentlichsten Beifalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wenn es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner seyn müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wenn ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wenn es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften, und meine Briefe ein anderer gemacht hat.

Doch ich eile, von diesem allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wenn durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wenn ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben; und sie würde noch lange zerstreuet und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben seyn. Doch so geht es; wenn man ein Schriftsteller

werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünschte meine Geburten beisammen zu sehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geschick ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unserer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwei Theile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröffne, daß sie nichts als ein Paar verwegene Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche darzu gekommen sind, haben mich genöthiget, sie in zwei Bücher abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie größten Theils das Licht schon kennen, und bei diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verloren haben.

Den wenigen Oden, *) welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder, und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht

*) S. Th. I.

einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die Erzählungen, *) weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beispiele des Fontaine folgen, welcher freilich Ursache hatte, seine Erzählungen, von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzählen, was hundert andere schon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wenn ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihn ohne Geschicklichkeit nachgeahmt haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußtapfen glücklich zu treten. Ich band

*) S. Th. II.

mich also lieber an nichts, und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kömmt es sogar, daß einige niedrig genug sind; andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kömmt es sogar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzählen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. *) Ich habe hierin keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortrefflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung wird man verschiedene übersetzt, und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beinahe in der Meynung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug seyn kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente, **) solche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurückbehalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf

*) Th. I.

**) Th. II.

an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich Willens, einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen; diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären, und ich außerdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt seyn, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersetzt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zwanzigste Band enthält Briefe. *) Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also

*) Die Rettung des Lemmius in acht Briefen, B. XX. S. 1 — 37 und die Briefe 1 — 15, B. XVII. S. 1 u. f.

nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachlässig und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm seyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darin zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beiden Theile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen und verschiedene größere Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornämlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschließen, und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

4.

Zu

dem siebzehnten und zwanzigsten Bande

der

vermischten Schriften.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wenn ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nach-

sicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beizutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist; so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweiten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nannte es einen zweiten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweiter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Miene machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beifall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man das-

jenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den zwanzigsten Band mit einem Mischmasch von Critik und Literatur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegt. Es ist Schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateinischer Sprache, habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben, sind alle Rettungen, *) überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darin gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein saures Gesicht dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen seyn soll. — Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzusetzen darf.

Ich komme vielmehr sogleich auf den siebenten Band, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerlei ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele. **)

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des

---

*) B. XX. S. 38 u. f.

**) Der junge Gelehrte und die Juden.

Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! — beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich, in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studierte. — Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genannt zu finden? Vielleicht, wenn es ein anderer, als der Herr Professor Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem

Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrter in die Hände der Frau Neuber. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anstatt des Urtheils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ ihn aufführen. Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und dem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wenn es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beifalls mehr für den Schauspieler, oder für den Verfasser gehören; wenn es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schließen, aus welchem sich nichts schließen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuber wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es sich, ohne Widerrede, in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert

hat? Ich werde beschämt genug seyn, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidenen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! — Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz seyn könnte! Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsere Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld seyn? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsere ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht blos etwas gutes, sondern etwas besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? — Gewiß nicht; sie können es halten wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie

doch wohl nicht vergessen, wenn die Kritik den junger Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider daffelbe wandte?

Das zweite Lustspiel, welches man in dem siebenten Bande finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meynen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß ich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig, mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwei Proben einige Begierde nach meinen

übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein besserer Vorrath, bei welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaßen gelernt hat, sich von dem Aeußerlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wenn mehr Anstrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas Witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet. — Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

5.

Zu

Christlob Mylius vermischten Schriften.

1754.

Es würde schwer zu bestimmen seyn, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde, und jetzt bin ich sein Herausgeber geworden; zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, demjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Theil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Herrn Mylius nur bei dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften: so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darin finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet; Herr Mylius ist zwischen dem sechsten und siebenten dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders, als die See, von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abschied; so gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu sehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor seiner Abreise, an. Aber ach, die Vermuthung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntniß seines Körpers, den ich

mit einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reise gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf schwuren, daß er das vollkommene Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht besser, wenn man auf gut stoisch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns seyn ließe, was es in der That ist; nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wovor er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlichen tausend Meilen sollte ihm tödtlich seyn; und ich kann noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen seyn, wenn er nicht vorher gestorben wäre. — So viel ist gewiß, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen, und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer seyn, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig sie ist so klar, daß

sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen, der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der so genannten goldenen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie, in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigsten Hülfsmittel zurückgehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darin gewesen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Aeltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als das er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brodtwissenschaft leben könnte. Er kam auf eine Schule, die ihn

kaum zu dieser Brodtwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserem Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. — Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch; noch mehr

aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommenen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben seyn. Seine Meynungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte, *) haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andere. Er gewinnet im Verlieren, und ist vielleicht eben jetzt beschäftiget, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich gerathen, und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhiget, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie mit diesen traurig angenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

*) Man sehe in Mylius vermischten Schriften, Seite 146.

Zweiter Brief.

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen ertheilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft eben so unbillig einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistige Vater kann oft in eben diesem Falle seyn, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nöthigen, den Gewinn seiner Minerva und die Nothwendigkeit, seine Begeisterung seyn zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu seyn pflegen. — Nun lassen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? — Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf

die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Herrn Prof. Gottsched um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Belustigungen, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt, und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet, und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodiren helfen, wie Sie es in dem ersten Theile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzusehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloß gegeben hat, und will allzuspät durch eben so übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspector Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe sie allezeit blos wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht sein, sondern der Recensent der Parentschen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein

was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller gerade weg, als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meynungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beisammen haben? — Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das schönste Recept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man die Thiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe. — Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Räthsel zu machen. Zwar — als wenn man nur

die Leser klug zu machen schriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist. — Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von ihm finden; besonders einige sapphische Oden, die dieses zärtliche Sylbenmaß sehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen sagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Prof. Käſtner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht; und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Haller erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist, der dieses glaubt?

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Herrn Mylius auf. Er wollte es seyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es seyn, der auch andere, es

zu glauben, nöthigte. Er setzte sich also, und schrieb ein ziemlich langes Gedicht, worin er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Prof. Kästner nicht geläugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit spricht: Nur Schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabei anstrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er sich von dem Reime fortreißen ließ, und in sein ganzes Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat sogar nicht mehr, als eine einzige schöne Zeile darin gefunden; diese nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anspielung auf die großen einflußlosen Sterne unter den Menschen darin zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? Was

es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reime gezogen hat? Genug, daß Herr Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend und ohne Mittelwörter; und die prosaischen sind gedehnt und rein. — Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam seyn konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter

zu einer Art von Renten machen müssen. — Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen Freigeist anfing, und ihn durch zwei und funfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edlen Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswerth. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung seyn, die schon für sich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieser abwechselnden Armuth sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. — Herr Mylius sahe sie allerdings ein, und man kann nicht läugnen, daß sich nicht ein großer Theil von seinem Freigeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darin giebt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen

Wurzeln und Kräuter, welche andere aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabacksdose bei sich trug. Die Uebersetzung, die er am angeführten Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der adonischen nämlich; und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darin gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das geringste darin finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es — und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen — seinem guten Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beinamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeist eben so ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bei denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständniß werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweiten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheren Orts verboten, und es wäre seiner Ehre zuträglicher

gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darin sieht! Die Schreibart ist nachlässig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft und die Satyre ist beleidigend. Er schonte niemanden, und hatte nichts schlechteres zur Absicht, als seine Blätter zur scandalösen Chronik der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hiesigen Freiheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig massiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich die Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbieten. — Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Herr Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen? sagte der Herr von K** zu ihm; Nennen Sie es den Wahrsager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug

seyn, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen. Dieser Einfall ward gebilligt, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit eben dieser Geschwindigkeit hat Herr Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Werth entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. — Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. May.

Herr Mylius hat drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745 in Hamburg gedruckt, und heißt die Aerzte. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrscheinliche Monologen. — Warum darf ich nun nicht gleich darzu setzen: kurz es ist ein vollkommenes Stück? Warum giebt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunstrichter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch sonst mehr, ver-

verlangen? Und warum, mein Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen ein so vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutschen Moliere nennen sollten. Ein deutscher Moliere! und dieser mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! — Hören Sie nur, Herr Mylius mußte seine Aerzte auf Verlangen machen; was Wunder, daß sie ihm geriethen, wie — wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geistlichen auf dem Lande zum Vorschein gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den Ruhm eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte, und selbst aus Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nämlich den verstorbenen Herrn Krieger. In seinen Geistlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den Geistlichen nicht satt lesen; sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, confiscirt. So eine vortreffliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinnst, wenn man auch andere Stände eine solche Musterung könnte passiren lassen, und trug

die Abfertigung der Aerzte dem Herrn Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Aesculap gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel: eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein Paar Freyer, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. — Doch wie steht es um sein zweites Lustspiel? Es heißt der Unerträgliche und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satyre seyn; muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben so schlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigem alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weiß nicht, ob so glücklich, oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Herr Mylius bald nach einander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinsel; es ist in Versen, und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen sollte. — Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuber? Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten; wunderbar

und schimmernd. — Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefähr die Schäferinsel seyn sollte, welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein anderer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftiget war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; sobald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt der Kuß; es ward componirt, und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darin machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. — Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken,

als noch ein Wort mehr schreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortrefflichsten Muster fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen berufe ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der Sammlung auserlesener Schriften dieses Sophisten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopf gedruckt ist, finden. Der Herr Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt, daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bei dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen anführen wollte. Unter den

erstern verdienen ohne Zweifel die Kosmologie des Herrn von Maupertuis, und des Herrn Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichste Stelle. Beide Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrter, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht blos in Deutschland eingeschlossen; er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watson, Lyonet ꝛc. aufweisen konnte. — Aus dem Italienischen hat Herr Mylius unter andern in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavell übersetzt; und aus dem Englischen, Pope's Versuch über den Menschen. Durch diese letztere Uebersetzung, welche in Prosa ist, und in dem zweiten Bande der hallischen Bemühungen steht, wollte er die Arbeit des Herrn Brockes ausstechen. Das Weitschweifende und Wässerichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können; allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht, und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London, in seinem letzten Jahre, durch die Uebersetzung von Hogarths Zergliederung

der Schönheit, zu wissen gezeigt hat. Ja er ist sogar noch selbst, mitten unter den Engländern, ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden; und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerspiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverei und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Herr Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war: sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Haller konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Herr Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurtheilung des Hallerischen Gedichts über den Ursprung des Uebels, in den ersten Stücken der hallischen

Bemühungen, geflossen ist. Ich sage mit Fleiß, aus seiner Feder, und nicht aus seinem Kopfe. Der Herr Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu seyn. Doch ich weiß schon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Versöhnungsbock, in die Wüste schicken sollten. — Aber, bewundern Sie doch mit mir den Herrn von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Herr Mylius ehedem so schimpflich kritisirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundre ich seine Großmuth, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundere ich — seine Großmuth nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen. — Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in ihrer Gegend, welche an

der Mylius'schen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrießlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bei einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! — „Nichts weiter?" versetzte man. „Wir glaubten, „wie vortrefflich wir unsere Naturaliensammlungen „würden vermehren können." — Ey! und also sahen Sie den Herrn Mylius nicht sowohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commissionair an, der für sie nach Amerika reisete, um die Lücken ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? — „Nicht viel anders!" — Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Herr Mylius eigentlich Sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts besserem anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und — „Was?" hat man mich unterbrochen; „uns für Verschwender anzusehen?" — Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat sie Herr Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben *)

*) Man sehe in Mylius vermischten Schriften, Seite 280 u. f.

meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedene Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender, sagt er, lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt „die Länge und Queere durchreisen und durchschiffen, „und, wenn es das Glück will, allerlei „physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten „Luftschiffe bauen, und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung solcher „Unternehmungen trage man irrenden Rittern, „Don Quixotten und Wagehälsen auf, und erwarte „mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag „so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch „weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre „uneigennützigen Handlanger einigen Schaden davon haben." — Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen seyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, blos mit den Augen eines Naturforschers zu sehen, und um nichts, als um einen

Stein oder um ein Kraut, sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen seyn, und die Kenntniß des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas anderem schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhange. — Lassen Sie uns vielmehr ꝛc. —

Hier geriethen wir in unserm Briefwechsel auf eine andere Materie, welche für den Leser wenig reitzendes haben würde, und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie bestehet aus lauter Stücken, welche theils in verschiedenen Monatsschriften zerstreuet, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammen gesucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich, auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders

aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied aus Europa gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. — Mir ist jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Inhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen, und mich seiner Gunst zu empfehlen.

6.

Zu

Richardsons Sittenlehre

für die Jugend

in äsopischen Fabeln.

1757.

Aesopus, die wahren oder fabelhaften Umstände seines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit seiner Fabeln, die lange Reihe seiner Nachahmer ꝛc. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekanntesten Dinge zu sagen, ein sehr ergiebiges Thema seyn. In der Hoffnung aber, daß niemand hier suchen werde, was man überall finden kann, glauben wir dem Leser blos anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardsón vor ein Buch komme, das gänzlich

dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder bestimmt ist.

Roger Lestrange ist bei den Engländern der berühmteste Compilator Aesopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl; und in der Folge, auf Anhalten des Verlegers, noch einen zweiten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und meisterhaftesten gehalten; und seine Weise zu erzählen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß seine Anwendungen und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind.

Doch fanden sich Leute — und wo findet ein guter Schriftsteller dergleichen Leute nicht? — welche einen bessern Geschmack zu haben glaubten, weil sie einen andern hatten, als das zufriedene Publicum. Ein gewisser S. Croxal, um seinen eigenen Gebürten Platz zu schaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Lestrange, weil er sie nicht so geradezu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verschreien. Ihr Verfasser, versicherte er, habe sich nicht als ein rechtschaffener Britte, sondern als ein Feind der Freiheit, und ein gedungener Sachwalter des Pabstthums und der uneingeschränkten Gewalt in diesem Werke erwiesen, welches doch für eine freigeborne Jugend geschrieben seyn sollte.

Diesem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründetste nicht ist, sind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardson schuldig. Er wollte ihm, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, abhelfen, und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Lestrange, nicht ohne Gewaltsamkeit, eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurückbringen, theils diejenigen, welche keine andere, als politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absicht bearbeiten.

So weit ging des Herrn Richardson erstes Vorhaben. Bei der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sey, sich weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Theil weg, alles nämlich was mehr ein lächerliches Mährchen, als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn; er verkürzte; er änderte; er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption ward eine eigene Geburt.

Und hiervon wird sich auch ein deutscher Leser überzeugen können, wenn er sich erinnern will, daß ein großer Theil der Fabeln des Lestrange, bereits vor vielen Jahren, in unsre Sprache übersetzt worden. Man stelle die Vergleichung an, und sie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird sich auch einkommen lassen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobei der unsterbliche Verfasser der Pamela, der Clarissa, des Grandison, die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen,

zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend, das zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen, als er, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermag, wenn sie sich, die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?

Es ist durchaus unnöthig sich in eine weitläuftigere Anpreisung einzulassen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde, dessen Fabeln jetzt am meisten in den Händen der Kinder sind, mit einem Richardson zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde sich nach der Art der alten römischen Tribune, mit Recht beschweren können, se in ordinem cogi.

Man hat bei der Uebersetzung nichts weggelassen, als das Leben des Aesopus. In Ansehung des Aeußerlichen aber, hat sie vor dem englischen Originale, sowohl was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müsse nichts fehlen, was Kinder reizen könne.

Leipzig, den 17. März 1757.

7.

Zu

Gleims Preußischen Kriegsliedern.

1758.

Die Welt kennet bereits einen Theil von diesen Liedern; und die feinern Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben ein angenehmes Geschenk seyn muß.

Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem eben so viel Heldenmuth als poetisches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen,

als in der Schule erzogen, scheinet er sich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigstens, wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteristischen Schönheiten des Horaz setzen den feinsten Hofmann voraus; und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger unterschieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer, und die Υπερβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geitz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht eben so natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unsers Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle seine Bilder sind erhaben, und all sein Erhabenes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weiß er nichts; und prahlen und schimmern scheint er, weder als Dichter noch als Soldat, zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab, auf der Erde sein Futter zu suchen; und das ohne Beschädigung seiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu sammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt, ist ernsthaft. Nur da blieb er nicht ernsthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als große mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligen Gemälden des Roßbachischen Liedes.

Seine Sprache ist älter, als die Sprache der jetzt lebenden größern Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigstens ein halb Jahrhundert, zurück.

Auch seine Art zu reimen, und jede Zeile mit einer männlichen Sylbe zu schließen, ist alt. In seinen Liedern aber erhält sie noch diesen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Tromete ähnliches zu hören glaubet.

Nach diesen Eigenschaften also, wenn ich unsern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen sollte, so müßten es unsere Barden seyn.

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi. *)

Carl der Große hatte ihre Lieder, so viel es damals noch möglich war, gesammelt, und sie waren die unschätzbarste Zierde seines Büchersaals. Aber woran dachte dieser große Beförderer der Gelehrsamkeit, als er alle seine Bücher, und also auch diese Lieder, nach seinem Tode an den Meistbietenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römischer Kaiser der Armuth kein anderes Vermächtniß hinterlassen? **) — O wenn sie noch vorhanden wären! Welcher Deutsche würde sich nicht noch zu weit mehrerem darum verstehen, als Hickes? ***)

*) Lucanus.

**) Eginhartus in vita Caroli M. cap. 33. Similiter et de libris — statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

***) Georg. Hickesius in Gramatica Franco-Theodisca cap. 1. O utinam jam extaret augusta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

Ueber die Gesänge der nordischen Skalden scheinet ein günstiger Geschick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenem wahr ist, muß auch von diesen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg, und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie, und waren verbunden, sie überall hin zu begleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich; so unsterblich, als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahen.

Hat man sich nun in den kostbaren Ueberbleibseln dieser uralten nordischen Heldendichter, wie sie uns einige dänische Gelehrte aufbehalten haben, *) umgesehen, und sich mit ihrem Geiste und ihren Absichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, und ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart studirt: so ist man einigermaßen fähig, über unsern neuen preußischen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, besonders wenn sie von derjenigen Klasse sind, welchen die französische Poesie alles in allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

*) Andreas Vellejus und Petrus Septimus.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen „nahe an den Werken der Stadt, in den Höhlen „der Weinberge; als er einen gesehen, habe er nach „ihm hin gesungen:"

Was liegst du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest deine Zähne nur?
Und bellst? So beisse doch!

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweikampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar falle er bald oder spät; seine Grabschrift ist fertig:

Ειμι δ' εγω δεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπισαμενος.

8.

Zu

Friedrichs von Logau Sinngedichten.

1759.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter dem Namen Salomon von Golau, deutscher Sinngedichte drei Tausend herausgegeben hat, ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir sehr, ob

er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt seyn wird.

Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und darüber, haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch seyn? Und wenn selbst Wernicke keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die deutsche Sprache ihrer vielen Umschweife wegen zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu seyn scheine, kein Beispiel entgegen zu stellen weiß: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister, oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beispiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beispiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu sollten uns die Beweise die-

nen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.

Was man mit besserem Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umständliche Lebensbeschreibung dieses würdigen Mannes. Und wie sehr würden wir uns freuen, wenn wir dieser Erwartung ein Genüge leisten könnten! So aber sind alle unsere Nachforschungen nur schlecht belohnt worden; und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geschlecht derer von Logau, oder Logaw, ist eins von den ältesten adelichen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürstenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius sagt, es sey aus Böhmischen oder Schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaisern Carl dem Fünften, und Ferdinand dem Ersten, ansehnliche Kriegsbedienungen bekleidet hätten. Auch blühete unter der Regierung des erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu danken haben. Desgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem George verschiedentlich verwechseln, den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Unser

Unser Friedrich von Logau ward, zu Folge seiner Grabschrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahrs 1604 geboren. Seine Aeltern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studiret, ob er gereiset u. s. w. Wir finden seiner nicht eher, als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludewigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, George Rudolph, starb, und die Fürstenthümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Loos aus einander zu setzen. Ludewig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte und seinen Logau als Canzeleirath mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den

Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzukurze Erholungen, als daß er sich in größern Gedichten, als das kleine Epigramma ist, hätte versuchen können. Unterdessen hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab Anfangs nur eine Sammlung von zwei hundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen wurden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drei Tausend führet, ist zu Breslau, in Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen seyn, welches sich aus verschiedenen Sinngedichten schließen läßt, und von den Bücherkennern bestätiget wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden

Gesellschaft, in die er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden, aufgenommen ward. Wenn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeigt haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den fünften Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unserer neuen Ausgabe das Nöthige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Poesien, auf dreitausend, fünfhundert und drei und funfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut seyn können? Unsere wahre Meynung zu sagen, diese ungeheure Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachlässiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug, und siebenmal etwas sehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge seyn, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittheil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist. Deswegen wollen wir aber nicht sagen, daß alle beibehaltenen Stücke, Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum es unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung, und dergleichen. Auch wird das schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zu Folge, selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darin übersehen könnte.

Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzuweit unter seiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdann in dem Geiste seiner eigenen Sprache zu thun gesucht.

Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs diesem Bande beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller, würden, ohne Zweifel, der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache seyn. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich (1702) S. v. G. auferweckte Gedichte herausgegeben. Dieser Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinngedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unser Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil seiner Ge-

dichte, welchen man ohne Wahl auferweckt hat, ist nicht allein mit unendlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden; sondern die Logauischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters, ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter einigen Geschmack finden: so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben ist.

Berlin, den 5. May 1759.

Gotth. Ephr. Lessings

sämmtliche Werke.

v. 24

Literatur und Theologie.

Neunter Theil.

Theologie.
Erster Theil.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1824.

Inhalt.

I.

Bruchstücke über einige Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Seite 1
Erstes Bruchstück. — 3
Zweites Bruchstück. — 5
Drittes Bruchstück. — 11
Die Erziehung des Menschengeschlechts. — 42

II.

Durch die Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten veranlaßte, einzeln gedruckte kleine Schriften. — 81

I.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. — 83

II.

Das Testament Johannis. Ein Gespräch. — 93

III.

Eine Duplik. — 103

I.

Bruchstücke

über

einige Fragmente

des

Wolfenbüttel'schen Ungenannten.

Aus

dem dritten und vierten Beitrage

zur

Geschichte und Literatur,

aus den Schätzen

der

Wolfenbüttelschen Bibliothek.

Bruchstücke
über
einige Fragmente
des
Wolfenbüttel'schen Ungenannten.

Aus
dem dritten und vierten Beitrage
zur
Geschichte und Literatur
aus den Schätzen
der
Wolfenbüttel'schen Bibliothek.

Erstes Bruchstück. *)

Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser führet, brauche

*) Dritter Beitrag S. 197. Lessing leitete mit dieser Vorrede das Fragment von Duldung der Deisten ein.

ich wohl nicht erst lange anzugeben. Sie ist es aber, die mich an Fragmente eines sehr merkwürdigen Werks unter den allerneuesten Handschriften unserer Bibliothek, und besonders an eines derselben, so lebhaft erinnert, daß ich mich nicht erhalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu sagen, und dieses Eine als Probe mitzutheilen.

Es sind, sage ich, Fragmente eines Werks: aber ich kann nicht bestimmen, ob eines wirklich einmal vollendet gewesenen und zerstörten, oder eines niemals zu Stande gekommenen Werks. Denn sie haben keine allgemeine Aufschrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weise erfahren können, wie und wann sie in unsere Bibliothek gekommen. Ja sogar, daß es Fragmente Eines Werks sind, weiß ich nicht mit Gewißheit, sondern schließe es nur daher, weil sie alle Einen Zweck haben, alle sich auf die geoffenbarte Religion beziehen, und vornehmlich die biblische Geschichte prüfen.

Sie sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu seyn; und nirgends erlaubt er sich Spöttereyen und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher, in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meynung geradezu, und verschmähet alle kleine Hülfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen.

Da, nach der Hand und der äußern Beschaffenheit seiner Papiere zu urtheilen, sie ohngefähr

vor dreißig Jahren geschrieben seyn mögen; da aus vielen Stellen eine besondere Kenntniß der Hebräischen Sprache erhellet; und der Verfasser durchgängig aus Wolfischen Grundsätzen philosophirt: so haben mich alle diese Umstände zusammen an einen Mann erinnert, welcher um besagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier, unter dem Schutze eines einsichtsvollen und gütigen Fürsten, die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden lassen; an Schmidt, den Wertheimischen Uebersetzer der Bibel.

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfasser aufzuhalten; hier ist die Stelle, in welcher sich meine Leser mit seinem Geiste näher bekannt machen können. Sie ist aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt.

(Hier folgt in dem Beitrage ꝛc. das Fragment selbst.)

Zweites Bruchstück*)

Zu einer Probe ist dieses mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Un-

---

*) Dritter Beitrag ꝛc. S. 221.

bekannten nicht so ganz ohne Geleite abtreten zu lassen.

1.) Ich habe gesagt, daß Neusers Schicksale mich an diese Stelle erinnert. Denn als Neuser so weit gekommen war, daß er sich kein Bedenken machte, zur Mahometanischen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantast, der sich von der Wahrheit der Mahometanischen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der Christlichen, überzeugt fühlte: sondern er war ein Deist, der Eine geoffenbarte Religion für so erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äußerste Verfolgung zu einem Tausche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Christenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unser Unbekannte für solcher Art Leute dringet. Er hatte sie bei den Unitariern anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen sofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen lassen, was er sich mit der Zeit selbst von denen zu versehen habe, welche anderswo eben so vogelfrei waren, als er. Ja es scheinet, daß diese seine Besorgniß durch Franc. Davids nachherige Schicksale hinlänglich gerechtfertiget worden. Indeß kann es doch gar wohl seyn, daß Neuser auch eine Art von Prädilektion für die Mahometanische Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die weit neuerer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müssen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran," sagt auch unser Unbekannte kurz vor der mitgetheilten Stelle,

„und der türkische Glaube hat zwar einen bösen Ruf bei uns, nicht allein, weil der Stifter dieser Religion Betrügerei und Gewalt gebraucht; sondern auch weil viele Thorheiten und Irrthümer, nebst manchen unnöthigen äußerlichen hergebrachten Gebräuchen, sich eingemischet finden. Ich will ihm auch gar nicht das Wort reden, vielweniger denselben der christlichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch bin ich versichert, daß unter denen, die der türkischen Religion dieß und jenes Schuld geben, die wenigsten den Alkoran gelesen haben, und daß auch unter denen, die ihn gelesen, die wenigsten den Vorsatz gehabt, den Worten einen gesunden Verstand, dessen sie fähig sind zu geben. Ich getraute mir, wenn dieses mein Hauptabsehen wäre, das vornehmste der natürlichen Religion aus dem Alkoran gar deutlich, und zum Theil gar schön ausgedruckt darzuthun, und glaube, daß ich bei Verständigen leicht darin Beifall finden werde, daß fast alles Wesentliche in Mahomets Lehre auf natürliche Religion hinauslaufe. Der gelehrte Thomas Hyde, *) den man sowohl der Sachen kundig als unpartheiisch halten muß, lobt den Mahomet als verae Religionis Abrahami restauratorem, der die wahre Religion Abrahams wieder hergestellt habe: und der getreueste Uebersetzer und Ausleger des Alkorans George Sale **) zeigt in seiner Einleitung zum Alkoran, daß der Grund-

*) Th. Heyde de relig. vet. Persar. p. 33.

**) G. Sale preliminary discourse to the Koran p. 36. et 63.

satz der Lehre Mahomets auf der Einheit Gottes beruhe, oder auf der Wahrheit, daß nur Ein Gott sey, und seyn könne; daß der Vorsatz, die heidnischen Araber von der Abgötterei zur Erkenntniß dieses einigen Gottes zu bringen, edel und höchlich zu loben gewesen, und daß Herr Prideaux nicht mit Grund vorgebe, es habe Mahomet bei den Arabern statt der Abgötterei eine Religion eingeführt, welche eben so schlimm sey, als die Abgötterei. Herr Sale sagt, daß die Ermahnungen zu guten Sitten und Tugenden, welche im Alkoran enthalten sind, und sonderlich die Ermahnungen zur Verehrung eines wahren Gottes zum Theil so vortrefflich sind, daß ein Christ sie wohl beobachten möchte." — Wie weit nun dieses auch Reuser zu seiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit sagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns seine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die sie vor sich gehabt zu haben versichern.

2.) Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich diese Beziehung auf Reuser blos und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht, in ihr auch einen besondern Punkt der Gelehrsamkeit auf eine ganz besondere Art berührt zu finden, geglaubt hätte. Ich meyne hiermit, was der Verfasser von den Proselytis portae in der alten jüdischen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache selbst nicht längst bekannt wäre: es ist blos die Anwendung auf unsere heutigen Deisten, die mir neu und ihm völlig eigen zu seyn scheinet. Sie hat etwas

sehr blendendes, diese Anwendung; und ich wünschte um so mehr, sie aus den Quellen geprüft zu sehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir so fremden Dingen trauen darf. Indeß dünkt mich doch, daß, wenn man schon zugeben müßte, daß, diese Proselyti portae nichts als Deisten gewesen, damit gleichwohl noch nicht erwiesen sey, daß sie auch alle die Freiheit unter den Juden genossen, auf welche die heutigen Deisten unter den Christen Anspruch machen. Wenn wenigstens der Verfasser selbst zugiebt, daß das siebente der Noachischen Gebote sie keinesweges als ein Naturgesetz verbunden habe, sondern nur hinzugefügt worden, um den Juden kein Aergerniß zu geben: so dürften sie leicht mehrern solchen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion, der sie nicht zugethan seyn wollten, unterworfen gewesen seyn. Falls sich nun dergleichen fänden: sollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten seyn, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfälen zu dulden? Aber unsere Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten; und doch geduldet seyn. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen; und doch geduldet seyn. Das ist freilich ein wenig viel: und ganz gewiß mehr, als ihren vermeynten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen lästerte, (Levit. XXIV. 12.) so ward er ohne Barmherzigkeit gesteiniget, und die Entschuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft

den Menschen lehre, sondern den Aftergott gelästert habe, wie die Juden ihn bildeten. Und schon hieraus, meyne ich, ist zu schließen, daß auch die alte jüdische Religion es in diesem Stücke nicht anders werde gehalten haben, als sie es alle halten.

3.) Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denken und zu sagen, brauchen meine Leser nicht von mir zu lernen. Aber wie sehr merkt man es ihr an, daß sie vor dreißig Jahren geschrieben worden! Wie? noch jetzt wären der gesunden Vernunft alle Wege versperret, Gott nach ihrer Einsicht, unter einem angenommenen Christennamen, zu verehren? Freilich, ein dergleichen angenommener Christenname, als Arianer, Socinianer, ist vielleicht noch eben so verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieser Namen? Ist der bloße Name Christ nicht weitläufig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calvinist und Lutheraner nicht eben so verwerflich geworden? Weg mit allen diesen Namen, die uns der Einsicht eines Einzigen unterwerfen! Wir sind Christen, biblische Christen, vernünftige Christen. Den wollen wir sehen, der unser Christenthum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden Vernunft überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften der Freigeister zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unserer Religion vermehren. — Daß dieses die Sprache mancher heutigen Theologen ist, wer weiß das nicht? Und allerdings hat diese Sprache das Gute hervorgebracht, daß neurer Zeit, wenigstens in dem protestantischen Deutschlande, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und

Schriftsteller unterblieben ist. Eine merkwürdige Erscheinung, von welcher ich wohl wissen möchte, aus welchem Gesichtspunkte sie unser Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er scheinet dergleichen Theologen in Verdacht zu haben, daß sie von dem ganzen Christenthume nichts übrig lassen, und nichts übrig lassen wollen, als den Namen. Daß dieses bei einigen auch wohl der Fall seyn möchte, daran ist kein Zweifel. Aber bei vielen ist er es auch gewiß nicht; bei denen gewiß nicht, die sich gegen Vertheidiger einer blos natürlichen Religion mit so vielem Stolze, mit so vieler Bitterkeit ausdrücken, daß sie mit jedem Worte verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie jetzt noch selbst protestiren müssen. Dieser ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.

Drittes Bruchstück. *)

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten, im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem andern meiner Leser, um des-

*) Vierter Beitrag S. 263.

sen Beifall mir es nicht am wenigsten zu thun ist, einen besondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es, „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüste stößt." Das Gleichniß ist nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehöret einem von gedachten meinen Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er setzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekarische Pedanterei erklären werde, wenn ich deßwegen, weil dreißigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug seyn könnten, sie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publico ja mit nächstem ein Mehreres, und, wo möglich, das Dreisteste und Stärkste daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr, und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunsch andrer seines gleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreistesten und Stärksten sofort aufwarten können. Die Papiere sind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schluße derselben blos erlaube man mir,

einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu seyn fühle.

Mit dieser Vorrede werden folgende Fragmente eingeleitet:

1) Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

2) Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten.

3) Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

4) Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

5) Ueber die Auferstehungsgeschichte.

Dann fährt Lessing fort.

IV.

Und nun genug dieser Fragmente! — Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer, als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ seyn, aber ein sehr aufgeklärter ist er gewiß nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut meynen: nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nicht darauf antworten ließe: was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen seyn: aber auch der Christ? Der gewiß nicht. Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen; die Strebepfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahret hatte. Aber was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so seelig fühlet. — Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funken erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz: der Buchstabe ist nicht der Geist; und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar Mehr, als zur Religion Gehöriges; und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar seyn müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu

Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gänge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems, nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt seyn soll, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigstens ist eben so elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei

der einen Seite, hat man nicht selten mit Stolz und Nasenrümpfen auf der andern erwidert, Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen: aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesleugner herabgewürdiget. So hat der eine und der andre seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern, noch entsetzen. Und gleichwohl ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen; keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur irgend ein Aussenwerk, und oft ein sehr unbeträchtliches, angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidiget worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammen zu führen; unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den

ent-

blößten Wall übersteige, oder nicht. Ich will sagen: ein einzelner Beweis ward oft, zum Nachtheil aller andern, ja zu seinem eigenen, überspannt; ein Nagel sollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eignen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung Preiß gab, und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern, verscheuchen lassen, und wird nun bald genöthigt seyn, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines ächten Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermaaßen schließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheinet er mit seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst gehet er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines ächten Vertheidigers der Religion nur eben so nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sondern blos urtheilen zu lassen, wie vieles nun Er erst zu sagen haben würde, und hiernächst dem er-

sten panischen Schrecken zu steuern, das einen kleinmüthigen Leser befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Gedanken beizufügen, die sich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, so geschieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich giebt es der Männer genug, welche itzt die Religion so vertheidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verstehen geben wollte, daß gleichwohl diese Männer nur noch allein vor dem Riß stünden. Ja woher weiß ich, ob nicht auch diese Männer die besten Absichten von der Welt haben? Wenn sie nicht ihre Absichten schützen sollen, was wird mich schützen, wenn ich das Ziel eben so weit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die nichts weniger, als das Christenthum annehmlich zu machen, vermögend ist. Wenn es also Theologen gegeben, die darauf gedrungen, so müssen sie wohl von der Nothwendigkeit derselben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden sie sonst unter das Thor, in welches sie einzugehen ermunterten, Fußangeln vor aller Augen haben streuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen

gegeben: allein, wo giebt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es entweder darin gar nicht; oder, wenn es welche giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen, oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die ausser einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie brachten alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte, und hatte.

Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreyen! Sie bestechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwohl muß unstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt: zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung seyn kann, und seyn muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sey, kann nur

die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine seyn kann, und eine seyn muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf dawider seyn, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspoliret, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewisse Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruhet also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle: sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben; und ich wüßte mehr als Einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin sehr Recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die Mosaische Geschichte davon, erkennet er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern: so scheinet mir doch auch Er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich sagt: „daß, nach Anleitung der„selben, die Prediger, als wahre Seelsorger, viel-

„mehr schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde „Vernunft und den Gebrauch derselben, als eine „untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntniß „und eines frommen Wandels zu empfehlen; indem „unsre ersten Eltern eben darum gefallen wären; „weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedient hätten:" so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte: Die Macht unsrer sinnlichen Begierden, unsrer dunklen Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darin gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die Mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung, oder ertheilet das schicklichste Beispiel. Factum oder Allegorie: in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben sowohl anerschaffen war, als sie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle gesündiget, weil wir alle sündigen müssen, und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders thun, als sündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer eben sowohl zu guten als bösen Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte Mährchen Mosis sehr fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hineintragen, und Accommodationen Accommodationen seyn lassen.

Wie gesagt: eine gewisse Gefangennehmung

der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruhet blos auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung scheinet Gewaltsamkeit auf der einen, und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen — die Vernunft giebt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dieß also, dieß ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter heraus-lachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meynung hinauszieht, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren; und es ist bloser Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion, durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derselben, denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß nicht sind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der bessern Art legt, ist der, daß man sich mit den bisherigen katechetisches Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht leugnen, daß an diesen Büchern nicht manches zu verbessern seyn sollte: aber man sehe doch wohl zu ehe

man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben möchten, zu welchen selbst unser Verfasser gehört, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen „Uebergange von derselben zur Offenbarung" vorwirft.

Ich denke: dieser Mangel ist theils kein Mangel, und theils würde es äusserst gefährlich seyn, ihm abzuhelfen; ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede seyn, weil blos so obenhin daran künsteln, die lieben Bücherchen ja erst recht schal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus: sondern schließt sie in sich. Wenn sie dieselbe voraussetzte, das ist, wenn sie ohne dieselbe unverständlich wäre: so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da sie aber dieselbe in sich schließt; da sie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret, und sie blos mit einer andern Art von Beweisen unterstützt: so ist es noch sehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart, in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher ist, als eine genaue Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiß, daß der Uebergang von blosen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten, äusserst mißlich ist, wenn man sich durch die eben so scharfen, als faßlichen Beweise der erstern ver-

wöhnt hat. Man erwartet und fodert sodann bei den Beweisen der andern ebendieselbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht eben so erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschahe. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit, und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksale bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reitz für mich hatte: so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie herüber blickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in ein Buch vereinigt hatte: ich gab ihm seinen Abschied, und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen: so würden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Theil nur noch blos mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können: aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung, und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre specifiquen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweise sind doch aus der nämlichen Klasse; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweite Fragment sagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sey, sey mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine solche Offenbarung unmöglich ist, — nun freilich: so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig ist: sollte Gott dem ohngeachtet lieber gar keine ertheilen, weil er keine solche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte

diese Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menschen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nun denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der kürzesten Zeit, die meisten Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit, einem anderen Volke, in einer andern Sprache ertheilet, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich itzt die Christen, als Christen, rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch, in der ganzen Geschichte, schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestraft sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle andre Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch, oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für der-

selben Ausbreitung sich der geringsten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn blos, in so fern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unser Verfasser insistiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nöthig ist: wie kommen die Millionen dazu? —

Laßt uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegen zu setzen, als etwa, — daß der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen, und man zu ihm sagen könnte: „das Christenthum ist auf „ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahr neuen Boden, „obgleich weder Missionen noch gelehrte Erweise sei„ner Wahrheit diesen neuen Boden gewinnen hel„fen; wenn schon in den letzten Jahrhunderten der „christlichen Völker nicht viel mehr geworden, so „sind unter diesen christlichen Völkern doch gewiß „mehr Christen geworden; die Zeit muß kommen, „da dieses unmerkliche Wachsthum der Welt mit „Erstaunen in die Augen leuchten wird; der glück„liche Windstoß muß kommen, welcher die noch „zerstreueten Flammen in einen alles umfassenden „Brand vereiniget; so daß am Ende die Zahl der „Verlornen sich zu der Zahl der Geretteten eben so „verhalten wird, als noch itzt die Zahl der Gerette„ten sich zu der Zahl der Verlornen verhält." —

Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgend ein armseliges Distinctiönchen, es trösten soll! — daß man zwischen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterschied machen müsse; daß jene nur eine einzige sehr faßliche Wahrheit sey, deren Geschichte in diesen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühsame Erforschung dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebunden sey, welches in den einzeln Posten der Rechnung große Ausfälle machen müsse. —

Denn Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte seyn können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieser Parenthyrsus? — Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg, ist ein elendes Hirngespinnst. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort: und er ist beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nöthig sey, die gar keine, oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können: ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Selbst die, die sich, in allen den verschiedenen Gemeinden derselben, am härtesten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen

Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, sind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der einen genommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter Art sie dieses gethan; wie unphilosophisch sie dabei gedacht; wie treu oder nicht treu sie ihrem eigenen System dabei geblieben: genug, sie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloser Wunsch rechtfertiget ihr Herz: und ihr Geständniß, daß Gott dispensiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einmal der Dispensation bedürfe, versöhnet mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß; die ihm aber eben sowohl zur Entschuldigung, als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewisses in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Christenthum. Sätze, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Sätze, welche man blos zur bessern Verbindung jener eingeschaltet, oder aus ihnen folgern zu müssen vermeynet, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bei Bestreitung des Christenthums alle Sekten für einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Sekten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht, weder die Lehre

von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte; noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweyte Fragment hinausläuft; noch auch die Lehre von der Theopnevstie, wie er sie vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen seinen Einwürfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht, und oft beantwortet worden. Aber wie ist er beides? Sicherlich ist er noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so vorbeugend gemacht worden, als hier. Und nun versuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegegen verschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas Neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiß und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine so große Menge in so kurzer Zeit einen solchen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, daß also wohl in dem Texte die

Zahl des ausziehenden Volks verschrieben seyn möge; daß, anstatt sechs mal hundert tausend streitbarer Mann, nur deren sechzig tausend, nur sechs tausend ausgezogen. — Ich nur freilich wohl wüßte nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit großen Summen noch sehr undeutliche Begriffe, und es geschah wohl oft ganz unschuldiger Weise, wenn man eine sehr große Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders, und von allen weit größer angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen läßt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Bestem, oder zu deren Züchtigung sie geschehen, weit weniger ankömmt, — ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer theilet, und Millionen trocknes Fußes hindurchführet, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das nämliche an dem Jordan thut, und blos für seine Person hindurch gehet: ist dieses nicht eben so gutes Wunder, als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl seyn, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das

Wunder folgender Gestalt erfolgt wäre? — Als die Israeliten an einen Arm des arabischen Meerbusens gelangt waren, durch welchen sie nothwendig mußten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, so trieb ein starker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Wasser aus diesem Arme Meerein, und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder Landein, und in diesem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener seyn, als diese Vorstellung? Ist es nicht die Natur des Wassers, daß es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste, die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durchreißt, und ein neues Bette sich wühlet? Und welche Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel seyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nöthig haben; sind sie gleich beim Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde ersaufen in eben dem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht, und den

Text

Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde; ihr in allem besser fügen würde, als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein einziges Wort in der Mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu seyn scheint. Nämlich: und das Meer kam wieder für Morgens in seinen Strom, oder wie es Hr. Michaelis übersetzt: da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder, und hielt seine gewöhnliche Fluth. Wenn es sein Strom war, in welchen das Meer zurückkam; wenn es seine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam: so scheinet ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu seyn. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu seyn, welche sagt: *mare reversum est primo diluculo ad priorem locum;* und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypothese in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in diesem doch nur: und das Meer kam wieder am Morgen in seiner Stärke; so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sey, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich, oder lasse sich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der Orthodox genöthiget sey, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten, und er kann

alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen, den Schein haben will, und in der That ihn nur aus seiner Verschanzung heraus zu locken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten, den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, ausser welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten; die Eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe ertheilen kann, und soll. Als hier. „Wenn denn „nun aber, darf er blos sagen, der ganze Durch„gang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht „blos in der Auftrocknung des Meerbusens bestand, „wenn auch die Geschwindigkeit mit welcher eine „solche Menge in so kurzer Zeit herüberkam, mit „zu dem Wunder gehört? — Ich habe gar nichts „darwider, daß man bei dem ersten Stücke dieser „wunderbaren Begebenheit auch natürliche Ursachen „wirksam seyn läßt; nicht den Wind blos, dessen „die Schrift selbst gedenket; sondern auch die Ebbe, „von der die Schrift nichts sagt: und wenn man „an einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen „auch zwei auf einander folgende Ebben, Ebbe auf „Ebbe, von welcher weder die Schrift, noch die „Admiralitäts-Lootsen in Curhafen etwas wissen. *) „Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder „genug ist, wenn diese natürlichen Ursachen nicht „itzt, oder itzt nicht so und so wirksam gewesen wä-

*) S. Niebuhrs Beschreibung von Arabien. S. 414.

„ren, und ihre dermalige so beschaffene Wirksamkeit, „die unmittelbar in dem Willen Gottes gegründet „ist, gleichwohl vorhergesagt worden. Ich gebe das „gern zu: nur muß man mit dem, was ich zu„gebe, mich nicht schlagen wollen; nur muß man „das, wovon ich zugebe, daß es bei einem Wun„der, dem Wunder unbeschadet, seyn könne, nicht „zu einer unumgänglichen Erforderniß des Wunders „überhaupt machen; man muß ein Wunder, weil „sich keine natürlichen Kräfte angeben lassen, deren „sich Gott dazu bedienet, nicht platterdings ver„werfen. Die Auftrocknung des Meerbusens ge„schahe durch Ebbe und Wind; gut: und war doch „ein Wunder. Die Geschwindigkeit, mit der das „Volk herüber kam, ward — freilich weiß ich nicht „wie, bewirkt: aber ist sie darum weniger ein Wun„der? Sie ist gerade Wunders um so viel mehr. „Es klingt allerdings ganz sinnreich, wenn sich euer „Verfasser verbittet, daß man den Israeliten „und ihren Ochsen und Karren nur keine „Flügel gebe. Indeß sagt doch Gott selbst, daß „er die Israeliten auf Adlersflügeln (2 Mos. „XIX, 4.) aus Aegypten getragen habe: und wenn „die Sprache nun kein Wort hat, die Art und „Weise dieser wunderbaren Geschwindigkeit auszu„drücken, als diese Metapher? Erlaubt mir immer, „daß ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, „mehr Wirkliches sehe, als in allen euern symbo„lischen Demonstrationen."

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, so viel man will; aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht.

Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man verausagen kann, wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt; diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohne, oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel, so widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sey so. Ja, man gehe wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das Israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man

das Volk meynet, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt: so kann auch diese Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das Israelitische Volk seinem Gotte beilegte, gar nicht die transcendentale metaphysische Einheit war, welche itzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetern Völkern so hartnäckig entzog. Bei dem wahren ächten Begriffe eines einigen Gottes, hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr, als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste seyn; und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln: so lange hieng es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk, durch Vorsorge seines Got-

tes, irgend eines Wohlstandes genoß, der ihm abgieng, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte: so wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeynten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurückkam, als bis es seine Lust gebüßt hatte, und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichern Wohlstandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babylonischen Gefangenschaft seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den Einigen Gott würdiger dachte, als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es sahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen, oder sich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften, seinem Jehova eine weit erhabnere Einheit zukomme, als die, welche ihn blos an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal ein ganz andres Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihnen auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eignen Gotte machte: so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt; man thue, über die Einwürfe des vierten Fragments, auch noch diesen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen

keinen Begriff hatte, — würde er ihn sonst nach seinem Namen gefragt haben? — sich Gott zu ihm herabließ, und sich ihm nicht als den Unendlichen, sondern blos als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilt hatte. Gott ward der Gott der Ebreer; und wenn die Ebreer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten Israelitischen Volke selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen könnte — auch so noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schließen. Denn diese muß ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andre eben so alte Buch enthalten, wovon wir itzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entspricht, die uns itzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilt haben. Denn obschon

der menschliche Verstand nur sehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben, und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilten, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männer herschreiben kann, deren noch itzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da wo es vorhanden ist; so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt; und Bücher können gar wohl von Gott seyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt seyn, ob sich schon nur wenige, oder gar keine, Spuren von der Unsterblichkeit der Seele und der Vergeltung nach diesem Leben, darin finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten; das ist: eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müßte

sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freilich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende christliche Religion: Aber wenn denn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verschiedenen Religionen immer das Nämliche müsse gewesen seyn: wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den nämlichen Begriff damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menschen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen selig machen wollen: ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewissen Zirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herum gegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überschrieben war: die Erziehung des Menschengeschlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers vierten Fragments so genau beziehet? Die Indiscretion,

die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten; und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er bei dem ersten Anblicke scheinet, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz, oder gar die völlige Ausführung desselben, bekannt zu machen, für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang, — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist, und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus diesem Gesichtspunkte

zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde; sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann; eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maas halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfieng, zer-

legte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das Israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott,

alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sey nur ein Vorrecht der bessern Aegyptier: und das, um es mit so viel größerm Anscheine von Billigkeit tyranniſiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs blos als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte, und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sey, als irgend ein andrer Gott. —

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer seyn kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen, noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät

erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besserern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein andres Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben giengen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun

schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen seyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen, und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in des Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die mei-

sten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen: so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weise. Daß — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite gesetzt, welche in den Büchern des Alten Testaments sich findet, und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darin völlig fremd sind: beweiset eben so wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann dem ohngeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeyungen seine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darin

ver-

vermißt; jene Lehren wären auch sogar nicht einmal wahr; laßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben alles aus: wäre darum das Daseyn Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gott minder frei, würde es darum Gott minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeyungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze Jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahin stirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von Gott gesandt, obschon die Sanktion seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das Israelitische Volk, an das damalige Israelitische Volk gesandt: und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen Israelitischen Volks, so wie der Bestimmung des künftigen, vollkommen angemessen. Das ist genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen

müssen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade: er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzelnen Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt; und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel, auf den ersten Anblick, zu verneinen scheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der Israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdenn erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wieder herstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Of-

fenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder, darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sey. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden: und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten, oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler machen.

§. 27.

Also auch konnten in den Schriften des Alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte Israelitische Volk, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin verspätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darin wäre versprochen, und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn, wenn schon aus der ungleichn Austheilung der Güter dieses Lebens, bei der auf Tu-

gend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu seyn scheinet, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein andres Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen: so ist doch wohl gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Israelite mochte freilich wohl die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken, und in dem festen Glauben stehen, daß wer fromm sey, auch glücklich seyn müsse, und wer unglücklich sey, oder werde, die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat ablasse. — Ein solcher scheinet den Hiob geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken: oder es war auf immer bei dem Volk, das diese Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß

seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer sollte es denn? Der Bösewicht? der die Strafe seiner Missethat fühlte, und, wenn er dieses Leben verwünschte, so gern auf jedes andre Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo gewesen — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf, und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne leugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheissen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

§. 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig seyn, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf?

§. 34.

Noch hatte das Jüdische Volk in seinem Jehova mehr den Mächtigsten, als den Weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt; auch dieses zum Beweise, daß die Begriffe, die es von seinem höchsten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines bessern, richtigern Maaßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte: fieng es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beide einander leisteten; und dem Urheber beider ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihn eines von beiden überflüßig seyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sey, warum es nicht längst eben das wisse, eben so lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlassung der reinern Persischen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder

hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen eben so großen Abscheu bezeugten, oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereyen zu seyn erkannte, die sich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze kamen sie zurück, und wurden ein ganz andres Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterey unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, so bald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiednen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die Babylonische Gefangenschaft „und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochnen und aufgeschriebenen Weissagungen," für

die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur in so fern die wahre seyn, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraus setzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorhersagen, nur Gott zukomme; welches beides sie sonst auch den falschen Götzen beigeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der Griechischen Philosophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieser Lehre, in Ansehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darin war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht seyn wollte; da auf diese noch Vorübungen nöthig gewesen waren, und also nur Anspielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: so konnte der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anspielung nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte. Als die oft vorkommende Redensart, zu seinen Vätern versammelt werden, für sterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Isaacs und Jakobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; so wie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurückge-

haltenen Wahrheiten nicht erschwere, oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstrakten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle die als wirklich geschehen erzählet werden. Dergleichen sind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages, die Quelle des moralischen Bösen, in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Ursprung der mancherlei Sprachen, in der Geschichte vom Thurmbaue zu Babel, u. s. w.

§. 49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tautologien, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas anders zu sagen scheinen, und doch das nämliche sagen, bald das nämliche zu sagen scheinen, und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle guten Eigenschaften eines Elementarbuchs sowohl für Kinder, als für ein kindisches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger,

als die Meynung gewesen, dabei zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt; mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütteln, die Beispiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten: Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein bessrer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.*)

---

*) Hier bricht Lessing in den Beiträgen ꝛc. ab, und setzt dann hinzu:

„Und so gelangt der Verfasser zu dem zweiten „großen Schritte in der Erziehung des Menschen„geschlechts. Auf die kindischen Bewegungsgründe „zum Gehorsam, folgen die ungleich mehr an„spornenden Aussichten des Jünglings. Künftige

§. 54.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wol-

---

„Ehre, künftiges Wohlleben, tritt an die Stelle „der gegenwärtigen Näscherei, des gegenwärtigen „Spielzeugs. Doch alle diese fernern Spekulatio„nen gehören nicht zu unserer Sache, und ich „breche ab. Auch giebt man einen Vorschmack „nicht mit der ganzen Schüssel."

Man hat es rathsam gefunden, die kleine Schrift, von der in den Beiträgen nur ein Fragment geliefert ward, in dieser Sammlung lieber ganz abdrucken zu lassen. Lessing gab sie unter dem Titel: Die Erziehung des Menschengeschlechtes. (Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. AVGVSTINVS.) Berlin, 1785 mit folgender Vorrede heraus:

„Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes „in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Itzt „bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu „lassen.

„Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel „gestellt, von welchem er etwas mehr, als den „vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu „übersehen glaubt.

„Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der „nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, „von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die

len, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist: dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen

---

„Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere „Auge entzücken müsse.

„Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl „stehen und staunen lassen, wo er stehet und „staunt!

„Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die „ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz „verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fin„gerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen ge„wesen!

„Ich meyne diesen. — Warum wollen wir in „allen positiven Religionen nicht lieber weiter „nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich „der menschliche Verstand jeden Orts einzig und „allein entwickeln können, und noch ferner ent„wickeln soll; als über eine derselben entweder „lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen „unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt „nichts: und nur die Religionen sollten ihn „verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im „Spiele; nur bei unsern Irrthümern nicht?

edlere, würdigere Bewegungsgründe bedürfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben so frei, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbele-

bung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch itzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können: das lasse ich dahin gestellt seyn. So, wie ich es dahin gestellt seyn lasse, wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen seyn: itzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anders ist die Unsterblichkeit der Seele, als eine philosophische Spekulation, vermuthen, wünschen, glauben: ein anders, seine innern und äussern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn sie auch kein andres Verdienst

dienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschafft haben: so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese Eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders seyn? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen: ob nicht selbst diese beigemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die Neutestamentischen Schriften, in welchen sich die Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweite bessre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftiget; mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein andres Buch unter so verschiedenen Völkern so allgemein bekannt werden können: und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nämlichen Buche beschäftigten, dem menschlichen Verstande mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch fürs erste ansehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnest.

§. 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächern Mitschüler; — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was

du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist.

§. 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um sie geschwinder zu verbreiten, und sie fester zu gründen.

§. 71.

Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechtes, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele das Nämliche. Sie wird in dem zweiten bessern Elementarbuche als Offenbarung gepredigt, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmälig, zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis die Vernunft sie aus ihren an-

dern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreyeinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eines sind, unmöglich eins seyn könne; daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit seyn müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner nothwendigen Wirksamkeit, so wie von seinen übrigen Eigenschaften, sich blos eine Vorstellung, sich blos eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben: oder diese vollständige Vorstellung ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist. ꝛc. — Freilich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstralen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch eine leere Vor-

stellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdoppelung meines Selbst seyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdoppelung in Gott zu erkennen glaube: so irre ich mich vielleicht nicht so wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit, schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sey, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniß bedeutete, in den ersten Zeiten des Christenthums, ganz etwas anders, als wir itzt darunter verstehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten; aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten Facit begnügen; so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischer Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über

diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Spekulationen; dem Unsinne, der Tyrannei, diesen Spekulationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr sind dergleichen Spekulationen — mögen sie im Einzeln doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel; bei dem Geschlechte nicht weniger, als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey.

§. 84.

Darauf zwecke die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzeln gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85.

Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die sei-

nen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund eben so wohl antiquiret werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten; nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwach-

sen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft; aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das

Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und eben „demselben Leben durchlaufen haben? Kann er in „eben demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein „geistiger Christ gewesen seyn? Kann er in eben „demselben Leben beide überholet haben?"

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreuet und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können.

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände, würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

V.

Ueber die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt, dächte ich nun so.

§. Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht

von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben. Denn wenn schon in einem und dem andern beide Charaktere zusammen kommen, so ist doch unwidersprechlich, daß kein einziger Evangelist bei allen und jeden Erscheinungen Christi gegenwärtig gewesen.

§. Folglich sind zweierlei Widersprüche hier möglich. Widersprüche unter den Zeugen, und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Aussage dieser Zeugen.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur seyn, wenn ein Evangelist über den einzeln Fall, bei welchem er selbst Augenzeuge gewesen, sich selbst widerspräche: oder wenigstens, wenn mehrere Evangelisten über den nämlichen einzeln Fall, bei welchem jeder gegenwärtig gewesen, sich unter einander widersprächen. Dergleichen Widersprüche sind mir unbekannt.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann schlechterdings nicht anders seyn, als daß von mehrern Zeugen nicht jeder die nämliche Sache, an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders sehen, anders hören, folglich anders erzählen sollte. Denn eines jeden Aufmerksamkeit ist anders gestimmt. Ich halte es sogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorsetzlichen Aufmerksamkeit beobachtete, zu verschiedenen Zeiten die nämliche Aussage machen könne. Denn die Erinnerung des Menschen von der nämlichen Sache ist zu verschie-

denen Zeiten verschieden. Er müßte denn seine Aussage auswendig gelernt haben: aber alsdann sagt er nicht, wie er sich der Sache jetzt erinnerlich ist, sondern wie er sich derselben zu der Zeit, als er seine Aussage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? solche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt.

§. Nur daß, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nämlich: Der große Prozeß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die Heidnische und Jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

§. Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Prozeß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen, nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber; nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.

§. Aber der heilige Geist ist bei diesen Nachrichten wirksam gewesen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen.

§. Wenn sie nun dem einen so, dem andern anders bekannt war, bekannt seyn mußte? — Sollte der heilige Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiednen Vorstellungen einförmig, und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen, oder sollte er zugeben, daß die Verschiedenheit beibehalten wurde, auf die itzt gar nichts mehr ankömmt?

§. Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerspruch bei denen, welche die Sache nur von Hörensagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht ereignet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieses Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer sich irgend einen solchen Drang muthwillig schafft, der hab' es. Aber er wisse auch, was ihm sodann obliegt: alle die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedenen Erzählungen der Evangelisten finden; und sie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonieen geschehen ist.

§. Daß er dabei sich ja nicht auf dieses und jenes Werk zu sehr verlasse, dessen vielversprechender Titel ihm etwa nur bekannt ist. Dittpn hat freilich die Wahrheit der Christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß seine Demonstration, ohngeachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben so ist Th. Sherlok in seiner gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferstehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läßt er sich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. Wen indeß seine ewige Vervielfältigung der nämlichen Personen und Erscheinungen beruhigen kann, der muß so schwer eben nicht zu beruhigen seyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er versuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle. Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegen setzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

II

Durch die Fragmente des Wolfenbütteliſchen Ungenannten veranlaßte, einzeln gedruckte kleine Schriften.

I

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

— δια τας τεραςιȣς δυναμεις, ἁς κατασκευαςεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, καὶ ἐκ τȣ ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρὰ τοις κατα το βȣλγμα τȣ λογȣ βιȣσι.

Ωριγενης κ. Κ.

1777.

An den Herrn Director Schumann, zu Hannover.

Mein Herr.

Wem konnte es angelegener seyn, Ihre neue Schrift *) sofort zu lesen, als mir? — Ich hun-

*) Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion. Hannover, 1777.

gere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichton, alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn Sie mit diesem Bogen es eben so machen: so sind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen, sich nie entbrechen,

Ihr ꝛc.

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe: ein andres, erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehen und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte: so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen: so würde ich zu einem, von so langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Manne allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verstand dem seinigen

unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder; wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitigste Art in Erfüllung giengen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für ächte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, daß die Christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu seiner Zeit, „die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beispiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anstehe, noch itzt, auf den Beweis des Geistes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat; sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen, und ihn sagen lassen, „daß der Beweis der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heisse, die zur Bestätigung der Lehre Christi geschehen:" ist nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder ἐκ πολλων μεν ἀλλων, und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornämlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen

unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor sechzehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte: sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverläßig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstriret werden: aber dem ohngeachtet müsse man sie eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich; wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverläßig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können? — Aber nun: wenn sie nur eben so zuverläßig sind, warum macht man sie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläßiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstriret

werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriret werden.

Das ist; zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen:) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweitens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anders: als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts dawider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte.

Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſetzen wäre, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abſchwören, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erweckt; muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſey? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas Erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubet?

Wenn ich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſey?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts Hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kann, ſich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn ſeine Jünger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe

Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen setzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine μεταβασις εις ἀλλο γενος ist; so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freilich: aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen: „O doch! das ist mehr als historisch gewiß; „denn inspirirte Geschichtschreiber versichern es, die „nicht irren können:"

So ist auch das, leider, nur historisch gewiß; daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über

den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nämlichen Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen:) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Auf die kam er; auf der ist er: und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sähe ich vor mir reifen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Saamen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bei jedem Wurfe im Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern blos an ihren Ort gestellt seyn liesse? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt es gäbe eine große nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre: — (Wenn es dergleichen nicht giebt: so könnte es doch dergleichen geben,) — leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielte, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn könne?

— Ich schliesse, und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament: aber darum nicht weniger göttlich.

II.

Das Teſtament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

HIERONYMUS.

1777.

Ein Geſpräch.

Er und Ich.

Er. Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen: *) aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

*) Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Ich. Die größte Deutlichkeit, war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich sehe: Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an, zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Lasse gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthsel, womit Sie schliessen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch alles ein Buch seyn?

Er. Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heissen? Nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten, in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir itzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte; dem diese Eine Gemeinde ein genugsam großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war: Johannes war nun alt, und so alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er. Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne: daß er schlafe, nicht todt sey.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich. So zaubernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmählig sichtbar Johannis reine Seele von dem eben so reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

Er. Die öftets nicht sehr studiert mag gewesen seyn.

Ich. Lieben Sie das Studierte?

Er. Nachdem es ist.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Wenig und gut.

Ich.

Ich. Meynen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Besten, wenn es alltäglich zu seyn beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieses, Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem Kinderchen, liebt euch! beschloß; als man sahe, daß der alte Mann nicht blos, nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorsätzlich nicht mehr sagen wollte: ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreisteten sich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meister, warum sagst du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist. —

Er. Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich. In Gegensatz des kanonischen Evangeliums Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus *dignam Ioanne sententiam.*

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangeliums Johannis: Im Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er. Allerdings, der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit

goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er. Hm!

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Ja! ja!

Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis; und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er. Wenn sie sich fühlen.

Ich. Aber ich verstehe Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein andres sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein andres das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sey.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe

auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. *Cui non competit definitio, non competit definitium.* Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Ich. Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift, wie der Teufel.

Hieronymus,

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Ioannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam defer-

retur, nec posset in plura vocem verbi contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: *Filioli diligite alterutrum.* Tandem discipuli et fratres qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Ioanne sententiam: *Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.*

III

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unsrer Einsichten und Kräfte; und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngrer und stärkrer Grieche mit ihm anzubinden sich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei

diesem Kampfe Wärtel zu seyn, und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu seyn.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt, und meine vorgeschlagnen Austrägs gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben, oder verzeihen?

Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir um so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft, als des andern; ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist, als jener: sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedient. — Besonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verläumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen.

Ich erwiedere: die Auferstehung Christi kann

ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kömmt ein Dritter und sagt: die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts geringers als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geschnitzt: die meisten davon sind schon bei mehrern Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar eine wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was

man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat, oder einwenden hätte können; wenn anders über eine so abgedroschene Materie jetzt noch etwas einzuwenden seyn möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl seyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein andres ist auf etwas antworten; ein andres, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man seyn, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischem Achselzucken, mit halb mitleidiger halb ärgerlicher Miene, über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei spricht, und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treue und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben*,

wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt; wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden muthwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person wiederfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste edelste Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verschreyung seiner Gegner, auf alltägliche Weise vertheidiget.

Will es denn Eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches verleumdrisches Urtheil fällen können: so schweige ich, und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend

ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es ist lediglich meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt so beträchtlich nicht scheinet, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand; und aus Fragmenten gerade nur eben diese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben; wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste

Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl; ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr; sondern als Probe ihres gleichen. Das ist; ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nichts besseres und gründlicheres geschrieben worden, als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. ausser dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte, noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich; das glaube ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meynung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinauswollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu; und leugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu; weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonieen bestellt sey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unsrer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können: ich will sie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Ereignung, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung, jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen: hat man darum jemals die Ereignung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geleugnet? Hat man sich nie getrauet, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspänstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben sich, und drängen sich. — Ey mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben so viele in dem engen Stalle sind, als der geduldigen einverstandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstoßende Harmonie, sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber seyn können? —

„Possen! denkt der freie offne Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereyen um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten, als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, sag ich, der freye offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. —

Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrüglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber *) selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollständige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatsachen freilich nicht: aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkürlich, aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zusamenklauben; aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Sylbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besonderer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des hl. Geistes

*) Sopiscus.

Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf bestehet, verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte: sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopnevstie. Nicht um das Evangelium: sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopnevstie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal, einander widersprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferstehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten, (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren) daß, sag ich, der hl. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (Nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist nicht zuerst:) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des hl. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfließen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahr-

lich der hl. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der hl. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle, ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein Widerspruch zur Last fallen konnte. Unsere nächsten Nachkommen, dachten sie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unsrer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserm Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unsrer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man sich so etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unsre kunstreichen Harmonieen?

Sollte man sich nicht erst erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet, (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden) ohne die offenbarsten unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels eben so gewiß überzeugt, als von meinem eignen Daseyn.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der hl. Geist trieb? darum? — Weil freilich arme Menschen dem Irrthume unterworfen sind; aber nicht der hl. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der hl. Geist, um sich als den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was eben so wohl die Wirkung der feinsten Büberei seyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die Aegyptischen Zauberer dem Moses nachthun

konnten, (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten,) sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß der Antrieb des hl. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des hl. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urtheile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommnen behelfen?

Mitwirkung des hl. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehnen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaub-

würdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte: und gleichwohl soll unsere itzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug seyn, wenn sie sich blos auf jenes Resultat der Aussagen gründet, und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Auszügen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in diesem Punkte besser daran sind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst, aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freilich erst, an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeiten widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen historischen Aussage deswegen zweifeln, weil die verschiednen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von

diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen: so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde: aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesieget hat: und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig seyn: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir itzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, be-

weiſet das noch immer fortdaurende Wunder der Religion ſelbſt. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bei ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſeyn. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht iſt! — — Es ſey herausgeſagt! Wenn ich jemals ſo richtig, ſo klug zu denken fähig bin, ſo iſt es um meinen Verſtand geſchehen. Das ſagt mir mein Verſtand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verſtand: ſo hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Chriſtus und ſeine Jünger thaten, waren das Gerüſte, und nicht der Bau. Das Gerüſte wird abgeriſſen, ſobald der Bau vollendet iſt. Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen laſſen, daß ein eben ſo großer Meiſter zu dem Gerüſte müſſe gehört haben, als zu dem Baue ſelbſt. — Kann wohl ſeyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringſten nichts auf dieſe Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieſes Vorurtheil von dem Gerüſte, mich im geringſten abhalten laſſen, den Bau ſelbſt nach den eingeſtandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie

geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr seyn, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben: daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr seyn, daß unendliche Fakta, wahre unstreitige Fakta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr seyn? — Freilich wenn es wahr ist: wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor fünfzig Jahren standen?

III.

Bei dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Skepticismus entstehet, noch auf Skepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die „Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte „behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferste„hungsgeschichte) noch unbearbeitetes Feld genug." Ich setzte freilich hinzu: „Er versuche es nun, und

„beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers „Fragments." Aber in diesem Tone schreckt man auch ab; und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er „sie alle, diese gerügten Widersprüche. Blos diesem „und jenem etwas wahrscheinliches entgegen setzen, „und die übrigen mit triumphirender Verachtung „übergehen, heißt keinen beantworten."

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu seyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Punkte selbst vorwerfen kann, ist dieses: daß es, mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nämliche unterlassen; und auf meine Abschreckung etwas zu unterlassen, gerade das nämliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz; ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und dann auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getrauet, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich nun

nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte; wenn ich seinen Namen zuverläßig wüßte, und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht; und er weiß meinen.

Er weiß ihn; ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin: Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allem Betracht gut ist, oder nicht; wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen; und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei seiner Darstellung auf eine vermeynte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten, er mir so gütig freistellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so unwissender, als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche, unzähligemal schon ge-

macht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstraks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, blos weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man blos seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andre Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; wenn alles das wahr ist: — (der Spruch ist gerecht! Ich spreche ihn über mich selbst aus; breche über mich selbst den Stab!) so bin ich, ich sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer, als er selbst.

Und das, das sollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es.) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheinet, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben; und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte blos im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte, nämlich, daß alles das nichts

als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sey: nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen, nicht einmal den Verstand hatte: vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüße, blos um eine Sünde zu vollführen und Aergerniß zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein, und leugnete die Folgerung: das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so wichtig, den Vordersatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja sie glauben die Folgerung nur, weil und sofern das Gegentheil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die ihm gebühret: weil ich finde, daß man es sich eben so leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticiret, die man sich am besten zu stechen getraut: muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleyen spielt, und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen; der glaub es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht schweigen, wenn er sein Geld

nicht muthwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlich. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe; und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun so schränke ich mich denn auch, in dem Ueberreste dieser Duplik, lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet, und behaupte noch: sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich auseinander gesetzt zu wissen. Irre ich mich: so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben so gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich eben so wenig gekannt hätte. Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß, seit heute und gestern, wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeynten Beantwortungen: das stehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende

Antwort, sich heben läßt: so habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerspruch ist, können deren hundert seyn; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also, ohne weitres, zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lucas (XXIII, 56.) läßt die frommen „Weiber, welche den Leichnam Christi salben wollten, die Spezereien dazu am Freitage gegen „Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder ersten „Ostertages, einkaufen: und Marcus, (XVI, „1.) am Sonnabende des Abends, nach unsrer Art „zu reden, als der Sabbath vorbei war.

Daß man in diesen verschiednen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten, διαγενομενε τε σαββατε ἠγορασαν ἀρωματα, das ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heissen könne, indem öfter die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbath vergangen war, hatten die „Weiber bereits vorher Specereien gekauft;" und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestan-

tischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hat also Recht, sich blos an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ἠγορασαν in der längst vergangenen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwei Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen, veranlaßt worden: so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Frieden leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also, muß auch weder beim Glassius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben: sonst er wohl darauf bestanden, und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist: so giebt es gar keine. Weil Marcus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt: so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen. Da Marcus nicht gemeynt haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien

schon

schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war: so soll nun Lucas gemeynt haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ey freilich! dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse: „Ey freilich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden: sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden, nachdem sie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποστρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα, nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie die Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet: doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mit die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem, inzwischen bedeute, (denn μεν blos durch zwar gegeben, will nicht langen,) und der Evangelist also sichtbar der Meynung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereyen Freitag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel, ὑποστρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην, übersetzt: zurückgekommen von Grabe, bereiteten sie die Specereien und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem participio und verbo; denn das bedeutet das

μεν hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreife ich) — nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten μεν, umgesehen; haben nachher ein Paar Stellen aufgesucht wo μεν möglicherweise, obschon mit eben so wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen; das muß ich hoffen: denn Sie sind ein ehrlicher Mann; Sie haben sich nicht auf einen Beleg stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten; sondern Sie haben blos einen Beleg stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraus sehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses μεν erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise — Denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was man

alsdenn sagen wird, und muß? — Daß Sie ihre Leser zum Besten gehabt; daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! — Erst nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeynende Laye giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blöße protestiren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen: desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet, Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich

ein Widerspruch sey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei sagen kann, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeynet: warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger, für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie wenn man den Evangelisten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatischen Folter, das nämliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeynet hat, die frommen Weiber zu zwei verschiedenen malen Specereien kaufen läßt; den Freitag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem. Sondern dadurch: daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerksam mache, und es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: sagt denn das auch Lucas von ihnen? Er sagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρωματα; und nicht ἠγορασαν. Aber, wird man sagen, wie kann man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat; und doch kaufen muß? Das ist es eben: ἑτοιμος heißt nicht blos προχειρος, der gleich bei

der Hand ist, der gleich zur Hand schafft; sondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht blos praeparabant *manibus*, sie machten zurecht durch eine Art von Handarbeit, sondern auch praeparabant *animo*, curabant ut praeparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie giengen nicht in die Gewölber der Specereihändler, die freilich wohl schon geschlossen waren, und kauften: sondern sie nahmen sich nur vor zu kaufen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kaufen wären; denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten: so würde der Sabbath wohl blutselten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man übersetze, ἡτοιμασαν ἀρωματα, durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was ist dann noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im N. T. an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es

mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerspruch.

„Johannes, bei welchem Joseph von Arimathia und Nicodemus den Leichnam Christi in „allen Stücken nach der Weise der Juden bestatten; Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn „salben wollen. Aber Marcus und Lucas, „welche nur melden, daß Joseph von Arimathia „den Leichnam blos in seine Leinewand gewickelt, „also nicht gesalbet habe; Marcus und Lucas sagen, daß die Weiber, die diese tumultuarische „unvollständige Bestattung des Joseph von Arimathia mit angesehen hatten, nach Verlauf des „Sabbaths den Leichnam Christi auch salben wollen. Beim Johannes thun Joseph und Nicodemus alles: und die Weiber thun nichts, und „wollen nichts thun. Beim Marcus und Lucas „thut Joseph von Arimathia nicht alles: und die „Weiber wollen nur spät hernach thun, was Joseph zu thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So „einig also Johannes mit sich selbst ist; so einig „Marcus und Lucas mit sich selbst sind: so sehr „widerspricht Marcus und Lucas dem Johannes; „und Johannes dem Marcus und Lucas."

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch gerade zu einen

erträumten Widerspruch, und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein andrer schon gethan hat, die sich aber auch zweimal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander.“ Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobei nichts vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nicodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet sich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber, auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung, und nicht völlige: das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangelisten alles beides stünde; wenn Ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nicodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen; und man wollte alsdenn diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen: so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdenn wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit blos möglichen Gründen begnügen, warum sie zum

zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht; da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist: so ist es blos gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen; daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines vor Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines vor Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgäben. Alles das ist blos gefabelt, lieber Nachbar; und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Herrn A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden; damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte, ist noch bei weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nicodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein nicht so, nicht ganz so; denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung,

die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so ekel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widersprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Sylbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andre Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der „Maria Magdalena, und der andern Maria, ge„schehen sey, was die übrigen Evangelisten sie, bei „Annäherung des Grabes, bereits geschehen finden „lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das ἰδοὺ ἐγένετο beim Matthäus; und es könnte wohl seyn, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδοὺ ist öfters blos eine Partikel der Aufmunterung für den Leser, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Personen geschehen sey.

Εγενετο mag auch immerhin heißen, es *war geschehen*. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieser Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie ihren Gegner nicht blos schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann seyn, der Abend und Morgen nicht unterscheiden *wolle*?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meyne die Sätze, (S. 95.) die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben *Vorsatz* werden muß. — *Vorsatz*, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsteriß nicht unterscheiden *wollen*! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn *objektive* als möglich denken könnte. Daß er *subjektive* möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabei denken, als ich: oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederholt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig seyn sollen. — Mir grauet eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr *erster* Satz also: „den Sonnabend „spät Abends giengen die beiden Marien nach Christi

„Grabe, blos zuzusehen, ob es noch ungestört sey, „kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem Zwecke „nicht, weil es schon zu spät war. Matth. XXVIII."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt *) ausdrücklich: Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis. — Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden seyn, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen. Freilich; nicht unterscheiden können, das sieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag „Morgen sehr früh giengen sie in Gesellschaft ver„schiedener anderer Weiber wieder dahin, in der „Absicht, seinen Leib zu salben. Marc. XVI, 2. „Luc. XXIV. 1. Auf diesem Wege wurden sie „gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, und „es folglich geöffnet war. Marc. XVI, 3. 4. Luc. „XXIV, 2."

*) ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

Die Weiber giengen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem Wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sey. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein andrer vorhergegangen sey. Woher wissen Sie denn also das Wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die unruhigste unter ihnen, sahe es, weil „sie voraus gieng, am ersten, und kehrte sogleich, „ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem „Petrus und Johannes die Nachricht, welche sie „für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib „Christi weggenommen sey. Joh. XX, 1. 2."

Die arme Maria Magalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden: der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte blos daher, weil sie von weiten den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, blos daher schließen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darin befindlich sey? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen; sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst

ein, daß ihr andere in eben dieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen seyn? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heißen kann: der Stein ist weg; also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie, und läuft und läuft; sonst möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier, so schließen, so handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — so war sie Magdalene die Sünderin; das ist, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüße, werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. — Und doch läßt man sie so schließen; der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi seyn sollen: so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht: daß man sich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — Da sie

sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war: da läuft sie, und kommt zu Simon Petro, und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte. — Sie läuft, und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei in Gedanken erzänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrin, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerin. Denn sie spricht zu den Jüngern: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nämlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt: hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verläumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verläumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit seyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen: ich will sie vielmehr annehmen, und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabei wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier

Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus! Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feyertags der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu, und wälzete den Stein von der Thüre, und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß, wie der Schnee. Die Hüter aber erschracken für Furcht, und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: fürchtet euch nicht! —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen? — Und sieh; da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser hast du itzt bei dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? Sondern: wie vielerley?

Du. Das sollt ich meynen!

Ich. Also wie vielerley?

Du. Wie willst du, daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande? Oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei seyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur einerlei gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang, und nur Ein Ende Einer und eben derselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen; und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerlei, nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erst: einen vorgehabten und angefangnen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erscheinung, erschienen ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfieng, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt; und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: sie kamen, das Grab zu besehen. Sie kamen, übersetzt dein Nachbar durch, sie giengen. Sie giengen also, sagt er: „aber das Thor war entweder schon „zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, „nicht weit zu gehen, wenn sie vor dem Thorschluße

„wieder

„wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, sie machten was man nennt, einen Fleischergang. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der hl. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: eine Erscheinung, erschienen ich weiß nicht wem?

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen seyn soll, und die Hüter, welche darüber erschracken, und vor Furcht wurden, als wären sie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum sagtest du: ein Morgenbesuch, welcher anfieng ich weiß nicht wie?

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. Aber der Engel antwortete ihnen und sprach. So sind sie denn da, die frommen Weiber; und niemand hört sie, weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt: so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen seyn, und irgend eine Miene der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren also da; und weil sie von gestern Abend nicht mehr da waren: so waren sie da, einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn spottet auch Er nicht eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deßwegen so albern und dumm erzählen soll, weßwegen er ein Muster aller Erzähler seyn müßte, und seyn könnte; deßwegen, weil ihm der hl. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja sieh nur, lieber Leser: der hl. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehn hundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert; dein Nachbar lästert; und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht was er sagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreifen, „daß man „kurz seyn müsse, wenn man verschiedne wichtige „Begebenheiten in wenig Worten erzählen will?" *)

Du. Freilich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreifen wollen? Alles was ich begreife, ist das: daß man kurz ist, (nicht, kurz seyn müsse) wenn man verschiedne Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz seyn will.

*) S. fünfte Unterredung. S. 130.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht so genau. Sein Hr. A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du willst ihn nicht verstehen; du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem Geschichtschreiber frei steht, „aus einer Reihe von Begebenheiten, die er sämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche er seiner besondern Absicht am gemäßesten findet.“ *)

Du. Das will ich nicht begreifen? O das begreif ich sehr wohl, und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreifen, „daß der „Leser nicht berechtiget ist zu schließen: was ein „Geschichtschreiber, der die Kürze liebt, und, wie „man aus andern sieht, manches ausläßt, hinter „einander erzählt, das ist unmittelbar auf einander „gefolgt.“ **)

Du. Das will ich nicht wissen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will nicht begreifen. —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht auch von Dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem

*) S. fünfte Unterredung S. 132.

**) Ebend. S. 132.

Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also, was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders ist, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmäßigsten wählen, und die andern übergehen: und ganz ein anders, aus zwei verschiednen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber; jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes; dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sey von dem hl. Geiste inspirirt oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverlässiger Geschichtschreiber, in beiden Fällen, seyn und bleiben will; dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht aus zwei Begebenheiten Eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im geringsten, auch nicht durch eine einzige Partikel, anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Mat-

thäus, nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener, und der Kopf von dieser, nun nichts enthielte, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch; so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon seyn, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze, und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der hl. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweier Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der hl. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen, ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch eben so kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also, sage deinem Nachbar von meinetwegen. —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beissend sollte gesagt seyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen, und mir bei

Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz seyn könne? Vornehmlich beschwöre ich ihn: wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in und um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evangelisten allgemein. „Sie sind weder in Ansehung der Anzahl derselben, „noch in Ansehung des Standorts derselben, noch „in Ansehung der Reden derselben, mit einander „zu vereinigen."

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch seyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte; als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus, (XVI, 5.) *και εισελθουσαι, εις το μνημειον ειδον νεανισκον καθημενον εν τοις δεξιοις*, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Heimgehn innerhalb des Grabes zur rech-

ten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr so verstehen müsse, „die Weiber wären des Engels erst nach ihrem Ein„gange ins Grab, entweder beim Herausſehen, „oder beim Herausgehen aus demſelben, vor dem „Grabe anſichtig geworden:" entſteht ſodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie denn, auch nicht gleich beim Hineingehen ins Grab, den Engel linker Hand ſitzen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Iſt denn ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Blitz iſt, ein Ding, das man ſo leicht überſieht?

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hineingiengen, daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hineingiengen: Kommt her, und ſehet die Stäte! Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, ſpricht er mit ihnen innerhalb des Grabes. — Es iſt ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreiſtigkeit dieſe Erzählung des Matthäus zur Beſtätigung deſſen angeführt wird, was man mit ſolcher Gewaltſamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! *) —

Bei dem Lucas nun gar, ſollen alle beide

*) Fünfte Unterr. S. 133.

Engel draußen vor dem Grabe gesessen haben, und von den Weibern nicht eher seyn gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hineingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten? alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den, mit Engeln so zu knickern, dem sie Legionenweise zu Dienste stunden?

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, therfitische Harmonie der Evangelisten. Therfitisch; denn sie ist eben so ungestaltet, als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: Kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von

Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel, (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführet worden;) da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und eben derselbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstete, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punkt des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämliche Stelle, zwei oder mehrern verschiednen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung, scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἦν δὲ ἡ ἰδέα αὐτοῦ ὡς ἀστραπή; die Idee, das Bild desselben war wie Blitz. Denn ἰδέα ist hier wohl noch etwas anders, als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche προσωπον gebraucht worden. Ἰδέα heißt auch sonst nirgends das bloße Angesicht; wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz; und wer auf diese Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütterten Auge der nämliche Eindruck zurück-

bleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt; welches in den folgenden Worten, και το ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡσει χιων, und seine Hülle weiß wie der Schnee, sehr malerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort. — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt: daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena „und die übrigen Weiber, dem Simon Petrus, „und Johannes und übrigen Jüngern, die wirk„lich geschehene Auferstehung Christi, die sie von „den Engeln vernommen: bei dem Johannes „aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem „Petrus und Johannes nur allein, nur allein daß „sie das Grab geöffnet gefunden, und der Leichnam „des Herrn daraus entwendet worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sey zweimal zum Petrus gekommen; habe ihm zweimal Nachrichten gebracht, (die erste, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lu-

cas gedenket;) und Petrus sey, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe: indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV, 12) rede, ganz ungezweifelt eben derselbe sey, dessen Johannes (XX, 2.) gedenke; welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt Anfangs, *) daß dieser vermeynte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magdalena mit „unter den Weibern gewesen, welche die erste Er„scheinung der Engel hatten." — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen: um sogleich mit Irrthümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwei verschiedne Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal

*) Fünfte Unterr. S. 136.

ausweichen zu müssen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen ist, — auch bei Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freilich nennt Lucas sie nicht namentlich bei dem Hingange: aber er nennt sie doch namentlich bei der Rückkunft. (XXIV, 10.) Oder ist das bei dem Lucas, eben angezognen Orts, nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt: Es war aber Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jacobi, und andre mit ihnen, die solches den Aposteln sagten!

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle *) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen; ich habe es zehnmal gelesen; ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin: aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öftrer etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch itzt, und ich bekenne es nicht:

*) Dritte Unterr. S. 90.

so möge dieses Hülfsmittel nie bei mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreife, ist dieses: „daß, wie „es mit dem Marcus seyn soll, so sey es auch mit „dem Lucas." *) — Und wie ist es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, selbst vor Menge der Worte, den Sinn nicht sehen kann. „Unter den Weibern, sagt er, „die zum Grabe Jesu, ihn zu salben, giengen, „nennt Marcus v. 1. die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache am meisten „betrieben." — Kann wohl seyn. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er v. 5 — 8. die Erscheinung des Engels, mit Vorbeilassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes wissen, daß „sich nämlich Magdalena von den übrigen entfernt, „und die erste Erscheinung nicht mit gehabt habe." — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte: oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. meldet, daß die bei „dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern

*) Dritte Unterr. S. 92.

„treulich berichtet sey" — — Was? wie? in diesen angezognen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet seyn? und getreulich berichtet seyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andre Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigner Person war, jene erste Erscheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen gewesen seyn kann; indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel, ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel keinem Menschen ein Wort gesagt; ἀδεν ἀδεν ειπον. Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus. „Wenn Marcus nun „v. 9. 10. meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich berichtet „sey, so nennt er unter den Erzählern die allein, „welche er v. 1. zuerst nannte, und erwartet billig „von seinen Lesern, daß sie sie sich wieder in der „schon berührten Gesellschaft denken sollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber: diese übrigen Weiber sagen ja keinem Menschen ein Wort, ἀδεν ἀδεν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria

etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meynen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das ὀδενι ὀδεν, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde; weil es ganz unglaublich weil es moralisch unmöglich sey, daß Weiberchen von einer Erscheinung ὀδενι ὀδεν, keinem Menschen ein Wort, sollten gesagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweites Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meynen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre: so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freilich wird durch einen solchen erzsatyrischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung, auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen: aber doch auch nichts weiter als lustiger; gründlicher nicht um ein Haar. — Gott! Gott! ist es möglich daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu seyn glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu „seyn, wie er denn sichtbar der allerkürzeste ist, „und daher den mehr erwähnten Umstand von der „Entfernung der Magdalena vorbei zu lassen; so „konnte er nicht anders sprechen, als: Jesus er„schien ihr in Gesellschaft der übrigen, ohne welche „er sie nicht aufführt, zuerst." — Höre ich einen

Menschen im Schlafe sprechen, oder was höre ich? Weil Marcus sichtbar der kürzeste ist; denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel: so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsre fünf Sinne nur ein wenig zusammen nehmen! Ich schüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er übergieng, und den wir aus dem Johannis wissen; oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, so konnte er ungefähr so schreiben, wie Sie ihn schreiben lassen. Ich sage, ungefähr so: nicht ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mitunter den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen: nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdiget. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise, sie allein, die erste nennet: das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er diesem seinem Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte: war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nämlichen

Umstand

Umstand wußte, und diesem seinem Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar: und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten, wie ein spielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück: als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten; als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen, und das Kindchen noch obendrein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nämliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferstehung Christi vorgefallen; unter dem Eingeständniß, daß der h. Geist einen jeden nach dem Maaße seiner eingezognen Kundschaft, auf bestes Wissen und Gewissen, schreiben lassen. — Da es, sag ich, nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständniß, sich anmaaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummem Grimme weisen Sie auf Ihre eigne Worte, hat Marcus für gut gefunden, den mehr erwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu lassen; und weisen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verstehe! Sie wollen

sagen: daß es Ihnen nicht eingekommen, den ersten Fall meines überflüßigen Dilemma hier anzunehmen., Marcus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu lassen. Warum ich mich also bei etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar; werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das leidlichste wäre; was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts geringers als eine vorsätzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert, und wieder nach der Stadt gelaufen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsätzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorsätzlich lügen, vorsetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsätzliche Lüge denn dar-

um weniger vorsätzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsätzlicher? Wer hieß dich denn, von vorne herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu seyn! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserey seiner Schlafsucht alles schrieb und drucken ließ. „Marcus," träumet er weiter, „meynt also offenbar mit diesen Worten die erste „Erscheinung, welche den Weibern sämmtlich widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob „sie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena „nicht mit, sondern nachher eine allein hatte." Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte, mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meynen, deren Johannes (XX, 14.) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar

geworden! Mit den Harmonieen des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahre 1699 herauskamen, schließt sich meine Belesenheit in dieser Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeihet mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die eben so treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerey prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andre Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste seyn solle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O so hat er nie das Kapitel des Marcus im Zusammenhange gelesen: und er ist eine Laye, er ist eine Laye; und kein Theolog. Nicht als ob die Layen nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Layen, der, mit Luther zu reden, aber eben so irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt; als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zusammenhange

zu lesen, um den garstigen Pilz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferstehung Christi erzählet; eine minder authentische und eine ganz authentische? Die minder authentische, ist die Kundmachung derselben durch Engel, und geht bis auf den 9ten Versikel. Die ganz authentische fängt mit dem 9ten Versikel an, und besteht in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornämlich drei gedenket, unter welchen, und andern ihres gleichen, Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Catechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen, und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist, und Nahrung gewähret!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer „die biblischen Schriftsteller nur so lesen dürfte, „daß er blos Acht hätte, was jeder selbst sagt! „Wenn man nicht immer bei jedem auch ein Auge „auf alle übrige haben müßte! Ei freilich, so kann „jeder Bauer den Marcus erklären. Aber wir, „wir Theologen — — (wenn er anders diese fallende Larve wieder unter den Hut zu stecken wagt)

„wir Theologen dürfen den Marcus durchaus nicht „ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe „es denn nun, daß wir den Marcus so verstünden, „wie ihn jedes Kind verstehen kann: wenn Mat„thäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt „Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe „zurückkommenden Weibern, wo sie nichts als die „Botschaft der Engel vernommen, unter Weges „nach der Stadt zu, auch Christus in eigner Per„son erschienen sey? Diese Erscheinung muß ja doch „wohl früher gewesen seyn, als die, welche der „Maria Magdalena allein (nach Johannis XX, „14.) geschah, da sie den Herrn für den Gärtner „ansah. Wenn nun Marcus in seinem 9ten Ver„sikel eben diese Erscheinung meynet, so war sie ja „nicht die erste, und er konnte nur in so fern sa„gen, daß Maria Magdalena die erste persönliche „Erscheinung Christi gehabt, als er zu verstehen „gab, (aber selbst nicht glaubte) daß Maria Mag„dalena immer bei den gesammten Weibern geblie„ben, und mit diesen zugleich auf dem Rück„wege nach der Stadt den auferstandenen Christus „zuerst ganz allein gesehen hätte?" —

Dieß ist doch nach des Nachbars Meynung? Nicht? — Er schläft: aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten, und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rath für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zer-

placken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beim Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Marcus XVI, 9.) die erste bleibt, ohngeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen: so lerne er es von dem Dichter. *) — Aber freilich; was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm blos eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wach wieder ist, versteht sich — die nicht blos den gegenwärtigen einzelnen Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrifft.

Nämlich — Denn darinn sind wir ohne Zweifel doch einig? daß wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich auseinander fließt: man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern

*) Messias, vierzehnter Gesang.

vergleichen, und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede seyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig seyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist: sollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber seyn sollen, und sind, widerfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedne Art bedienen konnte?

Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meyne nicht jene bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend seyn läßt, als sie wollen. Ich meyne nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meyne eine Osiandrische, oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben, (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch;) — kurz eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner

Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, das kein einziger Evangelist für das Seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen.

Ja, denkt der Orthodoxist: die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen; sie sind weit mehr. Nun dann; so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdiget, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm. Was ich überflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne alles gleichen seyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meynung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne, „Marcus habe es nicht einmal gewußt, „daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein ge„habt:" auf diese Zwischenrede antwortet er sehr

bedächtig, wie folget. „Das wollte ich wohl nicht gern sagen' — — daß nämlich Marcus nichts von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (XVI, 9.) für untergeschoben und eingeflickt hätte erkläret werden müssen! — „Sondern," fährt er fort, „dafür will ich „lieber, was ich gesagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der unstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas wüstes und wildes sagen zu lassen. Er wiederholt also: „Da Marcus nicht erwähnet, daß Magdalena von „den übrigen gelaufen" — (ob er es schon wußte) — „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem „Grabe gehen läßt" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er jenes mußte) — „die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag „an sie meldet, und der Ausrichtung desselben er„wähnet:" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabei gewesen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber, sagt Marcus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον, denn οὐδενὶ durch nemini *obvio* zu übersetzen, und so das allgemeine Niemand auf die ersten die besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Marcus

den gesammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, ist augenscheinlich blos und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein; erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, και ἐθεαθη ὑπ' αὐτης nicht ὑπ' αὐτων. Und da dieses alles so ist: — (man höre doch: denn so was treffliches kann man nicht oft genug hören! — „so meynt Marcus die Erscheinung, „welche die vereinigten Weiber hatten, und das „war ganz recht die erste." — (Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, auch nehmen können, so ganz recht die erste war: wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht eben sowohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salomé zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sey ihr zuerst erschienen?) — „Jeder Leser," wiederholt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Jo„hannes weiß, muß ihn so verstehen," — Widerlegt; (oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes gelesen, „sieht leicht, warum Marcus Magdalenens Erschei-

„nung die erste heißt; weil er nämlich die damit „meynt, welche den Weibern, unter denen er sie „zuerst nahmhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen: so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen seyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm; bei den Worten des Nachbars „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas" — Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiednes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der 9te Vers, *Αναστας πρωτον ἐφανη Μαριᾳ τῃ Μαγδαλενῃ*, an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt, *) diversa atque contraria Evangelistis caeteris narrare videatur: und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren, als der Nachbar: weil sie so viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden, als der Nachbar: — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar — (Ich hoffe, daß Sie dieser Weyhrauch aufweckt) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese

*) Man sehe die Anmerkung des Millius

unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel, mit allem, was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit ἐφοβοῦντο γαρ zu beschließen. — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern gerade zu das ganze Neue Testament, mit sammt der Offenbarung, unter das alte Eisen werfen: als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit dem es eben so seyn soll, wie mit dem „Marcus." Denn auch er, sagen Sie, übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umstand, „den wir aus dem Johannes wissen, und nennet „unter den Erzählerinnen der Vorfälle beim Grabe „die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich bei der „ersten Erscheinung nicht gegenwärtig, und auch die „erste Erzählerin wohl nicht gewesen war." (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der hl. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein," fährt der Nachbar fort, „ganz allein hatte Maria Magdalena die erste „Erscheinung gehabt, — (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar woher wissen Sie denn das?) —

„vorzüglich voll schien sie davon zu seyn, mehr als „den andern war ihr den Jüngern zu sagen auf„gegeben, und daher wird ihr Bericht, als verschie„den von dem, den die Gesellschaft gebracht, beson„ders genannt, und diesem nicht unbillig vorgesetzt, „ob er gleichwohl eine Stunde später eingelaufen „seyn mochte." — Fern sey es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu gefallen der Evangelist wissentlich und vorsätzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freilich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfodert hätte, ihren Bericht später beigebracht: weil man natürlicher Weise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirirter Schriftsteller; ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein", sagt der Nachbar, „hatte Maria „Magdalena die erste Erscheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nämliche Versikel beim Marcus (XVI, 9.) den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen; von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der

noch eben die Erscheinung (XX, 16.) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Sylbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andre vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meynung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier, voller Verdruß und Ekel, die Feder aus der Hand würfe: wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden: da es schon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet, muthig an die andre Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene „Jesus der Maria Magdalena auf dem Rückwege „zur Stadt erschienen: und nach dem Johannes „vor der Thür des Grabes."

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereien etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor: und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre. — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen, und am Grabe die Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich: und keiner von allen dreien läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar. „Daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit „welchen sie zum Grabe ausgieng, nicht blieb, son„dern nach der Entdeckung, daß es geöffnet sey, „zurück lief, erzählt Johannes so deutlich,

„daß

„daß es wirklich unbescheiden ist, ihn mit dem „Matthäus in Widerspruch zu setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausgieng, nicht blieb;" und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt, auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes, verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr: würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken, und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur Er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu seyn, der sich am maußigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nämlichen: und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit blos ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie liefet. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, so bald sie von fern das Grab eröffnet siehet, die übrigen Weiber, mir nichts dir nichts, verlassen habe und nach der Stadt geeilet sey. Bei dem Johannes ist sie weder so unhöflich noch so unbesonnen. Oder will man sie, mit dem Dichter, lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, riefs den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht schrecken, und giengen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich: indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben; oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame, oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Ließe man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen: so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts, als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwei Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalene! Wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber: so bliebst du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich; d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserm hermenevtischen Sprachrohre können sprechen lassen: und du wirst darüber — arme Magdalena! — — die Harlequinin der Harmonie.

Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten, sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glauben, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes sagt klar, Jesus sey der Magdalena „am Grabe erschienen, und Matthäus, er sey den „Weibern auf der Rückkehr vom Grabe begegnet. „Mußte nun vernünftiger Weise nicht erst bewie„sen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern „gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses ge„schiehet aber nicht, weil es nach Johann. XX, „1 — 18. nicht geschehen kann. — Freilich geschieht es nicht: denn es war geschehen, so bald Matthäus schrieb. So bald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennet? und Marcus nennet; und Lucas nennet? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht, und litte keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es

denn, nur seit dem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr seyn? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geschieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nachlässigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissentlich und vorsetzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, setzt der „Ungenannte beide Evangelisten in Widerspruch, „wie die beiden Aeltesten in Israel, die fälschlich „wider die Susanna zeugten." — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten, auf den blosen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntniß muß dazu gekommen seyn. Der blose Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen; sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung

gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben so großer Widerspruch, wenn die nämliche Erscheinung an zwei verschiedenen Orten soll geschehen seyn, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen seyn: aber derjenige, der des erstern Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schließen wollte, „also sind die Evangelisten Lügner, „also muß man den Evangelisten gar nichts glauben," der schließt wirklich eben so übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie blos darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andre eine Linde für eine Eiche angesehen hätte, indem ihre lüsternen Augen nach ganz etwas anderm sahen, als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf, der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sahe damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, den der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer; und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief, der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Christ hätte vor ihm den „absurden Widerspruch, wenn er da wäre, gese-

„hen? Es müssen sehr stolze Leute seyn, die so die „Religion bestreiten, und sich für Generalpächter „des Menschenverstandes halten." — Vors erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes nicht schon längst gerüget worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis itzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen, als gesehen worden. Nur Leute, bei denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden; und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher, als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschliessend gepachtet zu haben vermeynen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bei dem wir halten, vor unserm Ungenannten schon gesehen habe? So antworte ich Ihnen nur: daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Augustinus nämlich sagt — Lesen Sie es bei ihm selbst nach. *) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

*) De consensu Evangel. L. III. c. 24.

Siebenter Widerspruch.

„Bei dem Matthäus umfassen die Weiber „des Auferstandenen Füße: beim Lucas ermun„tert der Auferstandene selbst die versammelten Eilfe, „ihn zu berühren; beim Johannes befiehlt er „dem Thomas, ihn mit der Hand zu betasten: nur „von der Maria Magdalena, sagt Johannes, „habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwei oder mehrere Evangelisten widersprechen: so bin ich, falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, alles so stehen zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind: so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichtetste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll: so muß er diesen andern, oder diese andre müssen ihm schreiben helfen: und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll: so braucht er nur immer derselbe zu seyn, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist: so habe ich ihn von je her unter diejeni-

gen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sey. Da nämlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefordert: und eben dieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt seyn wollen: so kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen; einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen; und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur eins von beiden für wahr halten können: entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt, als Er, so wenig vertragen: daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes, (XX, 17.) worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sey, als er glaubt. Sie ist zwar freilich die, seit

150 Jahren, fast allgemein angenommene: aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesammte Alterthum weit etwas anderes und mehrers darin gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegungen der Neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus, „bescheidet Christus unmittelbar nach seiner Auferstehung, sowohl durch die Engel im Grabe, als „selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber, „seine Jünger nach Galiläa: bei dem Lucas aber „befiehlt er eben denselben, an eben dem Tage der „Auferstehung, daß sie sämmtlich in Jerusalem „bleiben sollten, bis daß der h. Geist über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste geschah."

Auch bei diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte; wenn er ihnen beides zu verschiednen Zeiten befohlen hätte; so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft, (Matthäus,) nicht von allen Erscheinungen zu Je-

rusalem schweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten fünfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen, (Lucas,) würde nicht blos lauter Erscheinungen in Jerusalem erzählen, und selbst diejenige in Jerusalem bei verschlossenen Thüren vorgehen lassen, (XXIV, 41.) deren eine sehr gleichförmige Johannes (XXI, 1 — 13.) am Galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinander gesetzt: daß ich hier den Nachbar vornämlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat: sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein, hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben; und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav scharren: und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich findet: Das Steinchen wäre dann für mich.

Nun denn! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharret hat. Benennen mag es ein andrer: ich halte es für ein Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen seyn; denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden manche sagen, sey mein

Nachbar doch für zehn andre. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem Was sagen Sie dazu: Und nun sagt das A. wie folget: „Ich sage, was ich öfter „gesagt, unser Autor muß alles durch einander „werfen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen „will. Es ist wahr, daß die Engel und Jesus „selbst am Tage seiner Auferstehung, den Weibern „befahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach „Galiläa gehen und ihn da sehen sollten; aber es „ist nicht wahr, daß er an eben diesem Tage „ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben, denn das „befahl er ihnen, am Tage seiner Himmelfahrt, „wie jeder sieht, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen „kann."

So? das ist nicht wahr? wie jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieser tückische A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie

haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will; und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien: und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darin gelegentlich selbst verwirft, oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, vors erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte: so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr: daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den 9ten Versikel drei verschiedne Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwei ersten Versikel enthalten einen blosen Uebergang von dem ersten auf das

zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt, und kömmt sodann, im 6ten V. auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des ersten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß συνελθοντες v. 6. sich auf συναλιζομενος v. 4. beziehet, und Lucas vielmehr im 6ten Versikel von einer ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im 4ten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Eilfe die Rede war, anstatt daß im 6ten Versikel eine weit größere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig seyn sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das συναλιζομενος v. 4. nichts als ein bloses Zusammenbringen bedeute, und folglich die beiden ältesten Uebersetzer, der Lateinische und Syrische, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern viel-

mehr auf eine andere Stelle bei sich selbst verweisen wollen: *) wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Apostg. I, 3. 4. lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jerusalem vors erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen: und sehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht sehen: und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu seyn scheine: so möchte es noch hingehen; falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz: wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie blos Ihre Meynung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was widerfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann seyn. Aber, Nachbar, auch dabei: wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, wissentlich verschweigt? Auch dabei? — Ich lasse es gelten, wenn man auf der Katheder disputirt; wo man sich nur seines Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt aller-

*) V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 547. Conf. Stockius ad l. q.

lei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unpartheyischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können, ὁ σπευδω νικησαι καλως, ἀλλα ζητησαι ἀληθως: ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunktenstreiche zu spielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apostelgeschichte, nicht allein eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden kann: sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelstelle des nämlichen Verfassers ist. Der nämliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt: drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wann läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Eilfe, in welcher der Auferstandene ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims aß? Und wann war diese Versammlung? War es nicht die nämliche, bei welcher sich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wann gingen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nämlichen Tages, an dessen frühem Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — Also: am Tage der Auferstehung? —

Was ist hierwider einzuwenden? Nichts,

schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben: oder es ist bei allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott! muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings wider jene „Stelle im Evangelio des Lucas nichts einzuwen„den ist: wie helfen sich denn gleichwohl die Harmonisten?" Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heilloseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts schlimmer, als sie alle; und wenn in Gesellschaft unsinnig seyn, den Unsinn entschuldiget, so ist er hinlänglich entschuldigt. Eben die Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genöthiget, bei welchem ich eben so gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi, nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie sagen nämlich: Lucas brauche in seinem Evangelio

Evangelio eine Anticipation, und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe; welches er selbst Apostelg. I, 3. 4. zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! „Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luther zu reden, die Schrift so zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar:" diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder sie sagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in seinem Evangelio, zwei Reden Christi in Eine geschmolzen; zwischen dem 43ten und 44ten Versikel, die Lucas freilich mit eisernen Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit Einem Zuge der Feder geschrieben, oder in Einem Athem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag! mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind 40 Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania, ein Punkt der in den andern fällt; und aus Vernachläßigung dieser wenigen Secunden, aus dieser Verwechselung der rech-

ten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewissermaßen vorgegangen, als welcher den 49ten Versikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben so gewaltsame Art trennet, und zwischen das wiederholte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheissung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich alles mit den Evangelisten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: so antworte ich hierauf noch Folgendes insbesondere. Vors erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derselbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten: so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes, ist, oder seyn soll; es ist ein bloser Faden auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereihet; es ist ein bloses βιβλιον συντομον, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden

war; nicht allein wegen verschiedner Auslassungen, die er zu Gunsten seiner Enkratitischen Irrthümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beibehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret giebt ihm eine κακουργιαν της συνθηκης Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herrn mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, [illegible] die Trennung des 49ten Verfikels, noch die [illegible]nung des 43ten und 44ten gebilliget, und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen gesucht, daß Christus an dem nämlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus sicherlich nicht, dem Hedibia diesen nämlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt blos, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia gewesen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun ist zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et

Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit*: quae verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinzu setzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleserin, wie Hedibia war, so etwas schreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig sehr sonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinstimmung der verschiednen Exemplare des neutestamentlichen Textes, oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit demselben, bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eignen Lucas: at illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et savum mellis? Folgt denn nicht auch in seinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie gesagt; diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich: eben so unbegreiflich als es mir ist, daß sie sonst niemanden, so viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht blos unter die ἀμφιβολως νοθα, sondern gerade zu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieses Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift seyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig

sind? Wäre es sonst einem wohl zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts gescheiters zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rath gefunden haben!

Eben so wenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieselbe Rede beim Lucas halb in Jerusalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher eben sowohl als Matthäus, den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht gesagt habe, „praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freilich widersprechen würde; da Matthäus den Engel blos sagen lasse: *ibi eum videbitis*, nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent: so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freilich wohl den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege

doch in dem Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eyes, eingeschlossen liege. Galilaea namque, sagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache ist klar; und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wenn der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors erste, secundum transmigrationis sententiam; transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Vors zweite, secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: wo sonst, als in Galiläa, offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl seyn. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte, *) wo er sich vermuthlich besann, daß jene der Hebibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt: die mystischen, so wie die allegorischen Auslegungen, sind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich

*) Comment. in Matthaeum.

muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich besser, als Ihre alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerdte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche: und Ihre, sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem blos menschlichen Schriftsteller auszuüben, sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bitter werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf einem Berge, dahin „Christus seine Jünger beschieden hatte; nach dem „Johannes geschieht sie am Ufer des Galiläischen Sees bei Tiberias. Da und dort unter „ganz verschiednen Umständen."

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwei so sichtbar verschiednen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen.

Endlich steht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht: weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will: ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide Erscheinungen für Eine zu halten: daß es folglich kaum werth sey, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marschiret ab, und schießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind; wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urtheilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Eilfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt; deren Matthäus, zu Folge des Versprechens, welches bei ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten: so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung, auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsre Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die eben so glaubwürdig sind als Matthäus; da jene andere Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten: so ist freilich aus dem Stillschweigen des

Matthäus nicht zu schließen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur Eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabei leiden.

Blos nach den Worten zu urtheilen, die Christus bei der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet: sollte man meynen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen seyn müsse. Denn Christus ertheilet ihnen da seine letzten Befehle, und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lucas wissen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jerusalem, und nicht in Galiläa geschehen; und die letzte Erscheinung doch wohl die Erscheinung bei der Himmelfahrt muß gewesen seyn: so fällt die Galiläische Erscheinung irgendwo zwischen die übrigen.

Und auch dieses irgendwo läßt sich näher bestimmen: indem wir mehr als Eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen seyn müssen. Nämlich, nicht allein alle die einzelnen Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müssen vor ihr vorhergegangen seyn: sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann

nicht anders als früher gewesen seyn. Dieses erhellet aus Johannis XXI, 14. unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder einzelnen Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, nothwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehener Erscheinungen zu verstehen ist; dergleichen die bei verschlossenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieses drittemal beim Johannes, auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bei verschlossenen Thüren, mit den Erscheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geschehen wären. Fallen diese und jene aber auf zwei verschiedne Tage: so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte gewesen seyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes verstehen und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmonisten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser

See beide in Galiläa: beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zu Folge der Verheissung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meynung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist, (Matthäus,) bei dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo sie ihn sehen würden, ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt; ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt; ist der, der dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie Christus beschieden. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz, dahin sie Christus beschieden hatte, sich nicht auf den Berg, sondern blos auf Galiläa bezöge: so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die anberaumte Erscheinung; und muß folglich, wenn ich schon nicht sage, die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen Galiläischen Erscheinungen gewesen seyn. Das ist nothwendig; das ist unwidersprechlich: oder Matthäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und wie viel der hl. Geist nach ihm

durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichtigen lassen, Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmet. Denn so, wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweite, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wissen, wo und wann die erste geschehen soll: so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen, und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinung auf dem Berge, die erste Galiläische Erscheinung muß gewesen seyn; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See Tiberias, dem sogenannten Galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen: nun so haben wir ja zwei erste Galiläische Erscheinungen. Zwei erste! — — Zwei gar? Ey, lieber Nachbar, was ist denn das, zwei erste? Ist es ein Räthsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine noch das andre. Ihnen sind zwei erste, zwei erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei so verschiedne Zwei lieber in Widerspruch stellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine als das andre von diesen Zwei, in einem und eben demselben Betracht das Erste seyn soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedies, ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit seiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des Neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drei, in welchen allen seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nämlich; wenn der Ungenannte berechtiget gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge, und die Erscheinung am Meere in Galiläa, für einerlei Erscheinung zu halten, die nur, durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreißig bis vierzig Jahren, zu solcher Verschiedenheit gediehen; (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erscheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erscheinung, nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa seyn mußte, und gleichwohl die Erscheinung am Galiläischen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt:) so ist er allerdings auch berechtiget gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die Galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwei Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf blos geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache; als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protokoll abgeschrieben habe, weil er nur der Einen Erscheinung erwähne, weil er (Er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden: so sey aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sey. Freilich; Ordnung ist nur unter den Mehrern: aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchst unvorsichtige Art, dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner Einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen; indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben, und sagt: „Es kömmt die Rede „auf den letzten Krieg, ich erwähne besonders der „Schlacht bei Roßbach; erkläre ich sie dadurch für „die erste oder letzte?" Ey nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein andrer den ganzen letzten Preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen

wollte, „(Der König, nachdem er fast aus allen „seinen Staaten vertrieben war, hatte sich die vor„nehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichs„truppen, nach Sachsen wie bestellt. Sie ka„men voll Uebermuths und Spottes, als hätten „sie den Sieg schon in Händen. Aber, wie ein „Donnerstrahl aus hellem Himmel, überfiel er sie „bei Torgau. Da erkannten sie wieder, mit „wem sie zu thun hatten, und machten Friede; „etliche aber blieben noch seine Feinde:") was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihm auch durchhelfen wollen, wie Sie Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden: und hierauf verschwiege er nicht allein, daß, ungeachtet dieser Bestellung, er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sey; sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa, gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern, und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! Nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten, ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe: und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig seyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Eben so ist es mit den übrigen Umständen

beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge, ursprünglich nur Eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreyen Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber wer heißt euch, das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht Zwei zählen? „Wer hier nicht Zwei zählen kann, muß nicht wollen!" — Gott erbarms! wir wollten gern; aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See, mit dem Johannes, Eins nennen, so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein ich bin Eins, oder mein „Gewährsmann Matthäus war blödsinnig." Will ich nun diese Eins nennen; so ruft mir Johannes entgegen: „darfst du mich Lügen strafen? Glaubst „du, daß ich nicht drei zählen kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins: und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf zwey.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwey zählen: und, was das Sonderbarste ist, können mit dem nämlichen Zahlpfennige, in die Hand eines jeden Kindes, Zwey zählen! — Ist das Kind artig: so lächelt es, und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin, wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für

einen neuen Zahlpfennig mehr, lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät: auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig, mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig, mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen: aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wovor ich mit dem Ungenannten für Einen Mann zu stehen, mir einfallen lassen.

Gott verhüte! daß ich mich mit diesem auf ein Mehrers einlassen sollte, was mir etwa, selbst bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre. Er behalte, z. E. was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Messias sagt, in welcher die Apostel bei Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so scandalösen Albernheiten immerhin; und freue sich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerschlagenen Schlußsteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig seyn, und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße, auch so schon, nicht zum Besten angewandt: was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas anderm nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meynung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beissen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das: so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen: so sind deine Goldkörner unverloren!

Nach diesem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung, darf ich ruhig auf den Schlamm zurück sehen, den ich hier zu Haufe geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchem mein Ungenannter, und ich, und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum;

an mein bescheidenes obschon; an meines Nachbars dreistes denn.

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß; die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe; diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine — wie man will — kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spott ich? — diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande ist: sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi vollendet hat. Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle: aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden! Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst: und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik *) ende, als da ich sie anfieng. Ich fieng so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn

*) Duplik: nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich, halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten, den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich

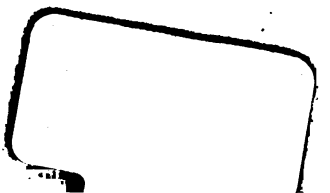
ich auf meinen Spaziergängen, vor langer Weile, Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede seyn, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen: und habe es doch gethan. Ich wollte blos die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beiläufig abnehmen lassen: und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut seyn wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

---

für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische holen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, sondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik!

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.